

Auf
dass uns
vergeben
werde

– Roman –

A. M.
Homes

Kiepenheuer
& Witsch

Aus dem amerikanischen
Englisch von Ingo Herzke



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *May We Be Forgiven*

Copyright © A. M. Homes, 2012

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Ingo Herzke

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, basierend auf dem Originalumschlag von Curtis Jinkins –

The Neighborhood Studio

Autorenfoto: © Marc Melki

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04610-6

»Möge uns vergeben werden«, eine Beschwörung, ein Gebet, die Hoffnung, ich möge irgendwie lebend aus der Sache herauskommen. Hast du jemals gedacht: Ich mache das mit Absicht, ich baue Scheiße und weiß nicht, warum?

Wollen Sie mein Katastrophenrezept haben?

Das Warnsignal: letztes Jahr, Thanksgiving bei ihnen zu Hause. Zwanzig oder dreißig Leute saßen an den Tischen, die sich vom Esszimmer ins Wohnzimmer zogen und an der Klavierbank abrupt endeten. Er saß am Kopf der großen Tafel, pulte Truthahn aus den Zähnen und redete über sich. Ich beobachtete ihn die ganze Zeit, während ich Teller in die Küche brachte – und meine Finger in unsägliche Schmiere tauchten –, Cranberrysoße, Süßkartoffelbrei, eine kalte Perlwiebel, Knorpel. Bei jedem Gang vom Esszimmer in die Küche hasste ich ihn mehr. Jede Sünde unserer Kindheit, angefangen mit seiner Geburt, kam wieder hoch. Er kam elf Monate nach mir auf die Welt, war zuerst kränklich, weil er unterwegs zu wenig Sauerstoff bekommen hatte, und kriegte viel zu viel Aufmerksamkeit. Und obwohl ich ihm wiederholt klarzumachen versuchte, wie abscheulich er war, benahm er sich bald, als hielte er sich für ein Gottesgeschenk. Sie gaben ihm den Namen George. Geo ließ er sich gern nennen, als wäre das etwas Cooles, Physikalisches, Mathematisches, Analytisches. Ich nannte ihn Geode – wie das Sedimentgestein. Sein übernatürliches Selbstbewusstsein, sein göttlich arrogantes, hocherhobenes Haupt, gekrönt mit blonden Strähnen, zog im-

mer das Interesse anderer Menschen auf sich und erweckte den Eindruck, er wisse etwas. Die Leute ersuchten um seine Meinung, seine Teilnahme; ich hingegen verstand nie, was sie bezauberte. Als wir zehn und elf waren, war er einen Kopf größer als ich, breitschultriger, stärker. »Seid ihr sicher, dass er nicht der Sohn vom Schlachter ist?«, scherzte mein Vater. Und niemand lachte.

Ich schleppte die schweren Teller und Platten, die mit Essensresten verklebten Töpfe nach draußen, und niemand merkte, dass Hilfe benötigt wurde – weder George noch seine beiden Kinder noch seine lachhaften Freunde, die in Wirklichkeit seine Angestellten waren, darunter eine Wetteransagerin und verschiedene Nachrichtensprecher und -sprecherinnen, die mit steifem Rückgrat und starr gesprayter Frisur wie Ken und Barbie dasaßen, noch auch meine chinesisch-amerikanische Frau Claire, die Truthahn nicht ausstehen kann und uns ständig daran erinnerte, dass es in ihrer Familie zum Fest gebratene Ente und Klebreis gab. Georges Frau Jane hatte den ganzen Tag geschuftet, gekocht, geputzt und aufgetragen, und jetzt schob sie Knochen und Reste in den riesigen Mülleimer.

Jane säuberte die Teller, stapelte schmutziges Geschirr aufeinander und warf das glitschige Tafelsilber ins dampfende Seifenwasser der Spüle. Sie warf mir einen Blick zu, wischte sich die Haare mit dem Handrücken aus dem Gesicht und lächelte. Ich ging noch mehr holen.

Ich schaute ihre Kinder an und stellte sie mir in der Kleidung der Pilgerväter vor, mit schwarzen Schnallenschuhen, bei den Verrichtungen der Pilgerkinder, Milcheimer schleppend, wie menschliche Ochsen. Nathaniel, zwölf, und Ashley, elf, saßen am Tisch wie Klopse, gekrümmt oder eher zusammengerollt, als hätte man sie auf die Stühle gegossen, buchstäblich ohne Rückgrat, die Augen auf ihre kleinen Bildschirme gerichtet, nur ihre Daumen in Bewegung – eine schrieb SMS an Freunde, die niemand je gesehen hat, der andere tötete digitalisierte Terroristen. Sie waren abwesende Kinder – geistig, seelisch und, abgesehen von den Ferien, auch körperlich weitgehend abwesend von ih-

rem Elternhaus. Sie waren in einem Alter aufs Internat geschickt worden, das andere vielleicht noch als zu jung erachteten, das aber, wie Jane einmal gestanden hatte, gewissen Notwendigkeiten geschuldet war – unbestimmte Lernprobleme wurden erwähnt, ausbleibende Entwicklungen, und zart angedeutet, dass die Lebensumstände im Hause wegen Georges unvorhersehbarer Stimmungsschwankungen nicht ideal waren.

Im Hintergrund buhlten zwei Fernseher lautstark um Aufmerksamkeit – auf dem einen lief Football, auf dem anderen der Film *Mighty Joe Young*.

»Ich gehöre dem Sender, mit Leib und Seele«, sagt George. »Ich bin sein Unterhaltungschef. Das ist mir immer bewusst, 24/7.«

In jedem Zimmer steht ein Fernseher; tatsächlich erträgt es George nicht, allein zu sein, nicht mal im Badezimmer.

Genauso wenig erträgt er offenbar, wenn ihm sein Erfolg nicht ständig bestätigt wird. Seine Emmys – mehr als ein Dutzend – sind aus seinem Büro allmählich ins Haus gewandert, neben weiteren Auszeichnungen und lobenden Erwähnungen in geschliffenem Kristall. Jeder Preis feiert Georges Fähigkeit, populäre Kultur unter die Leute zu bringen, uns also unsere eigenen Schwächen zu verkaufen – mit ganz leichtem Spott, in den Formaten, die man gemeinhin Sitcom oder Nachrichtenshow nennt.

Die Truthahnplatte stand in der Mitte der Tafel. Ich griff meiner Frau über die Schulter und hob sie an – sie war schwer und schwankte. Mit schierer Willensanstrengung blieb ich stark und vollbrachte die Aufgabe, während ich gleichzeitig einen Topf mit Rosenkohl und Speck in der anderen Armbeuge balancierte.

Der Truthahn, von »alter Rasse«, was auch immer das heißt, war so lange massiert, entspannt, mit Kräutern besänftigt worden, bis er es für keine so schlechte Idee hielt, bei einem alljährlichen Ritual geköpft zu werden und Brotkrumen und Cranberrys in den Hintern gestopft zu kriegen. Der Vogel war auf ein bestimmtes Ziel hin gezüchtet worden, mit einem festen Datum, an dem seine Stunde schlagen würde.

Ich stand in der Küche und pulte an den Knochen herum, wäh-

rend Jane mit hellblauen Handschuhen abwusch, bis zu den Ellbogen im Spülwasser. Meine Finger steckten tief im Vogel, der ausgehöhlte Körper war noch warm, das Beste der Füllung noch fest drinnen. Ich grub mit den Fingern danach und steckte mir Füllung in den Mund. Sie sah mich an – meine Lippen waren feucht und fettig, meine gekrümmten Finger am G-Punkt der Pute, wenn die so etwas besaß –, Jane nahm ihre Hände aus dem Wasser und kam auf mich zu, drückte mir einen Kuss auf den Mund. Keinen Freundschaftskuss, sondern einen ernsthaften, feuchten, verlangenden. Er kam erschreckend und unerwartet. Danach zog sie knallend ihre Gummihandschuhe aus und ging aus der Küche. Ich klammerte mich mit fettigen Fingern an die Arbeitsplatte. Fest.

Der Nachtschiff wurde serviert. Jane fragte, ob irgendjemand Kaffee wolle, und ging wieder in die Küche. Ich folgte ihr wie ein Hund, wollte mehr.

Sie ignorierte mich.

»Ignorierst du mich?«, fragte ich.

Sie antwortete nicht, reichte mir dann den Kaffee. »Kannst du mir nicht ein kleines Vergnügen gönnen, das nur mir gehört?« Sie schwieg einen Augenblick. »Milch und Zucker?«

Von Thanksgiving bis Weihnachten und bis ins neue Jahr hinein konnte ich an nichts anderes denken als George und Jane beim Ficken. George auf ihr oder, aus besonderem Anlass, George unter ihr und einmal George, ganz fantastisch, der sie von hinten nahm – den Blick auf den Fernseher an der Wand gerichtet –, am unteren Bildschirmrand tröpfelte das Nachrichtenband vorbei. Ich musste unablässig daran denken. Ich war überzeugt, dass George trotz seiner Anziehungskraft, trotz seiner übermäßigen beruflichen Erfolge, nicht besonders gut im Bett war und dass er alles, was er über Sex wusste, aus einem Magazin hatte, das er heimlich beim Scheißen las. Ich dachte an meinen Bruder, der seine Frau fickt – ständig. Immer wenn ich Jane sah, bekam ich einen Ständer. Ich trug weite Bundfaltenhosen und

zwei enge Unterhosen übereinander, um meine betrügerische Begeisterung zu verbergen. Das vergrößerte meinen Umfang und erweckte den Anschein, so befürchtete ich, dass ich zugekommen hätte.

Es ist fast acht Uhr an einem Abend Ende Februar, als Jane anruft. Claire ist noch im Büro; sie ist immer im Büro. Ein anderer Mann würde vermuten, seine Frau habe eine Affäre; ich glaube bloß, dass Claire klug ist.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagt Jane.

»Kein Problem«, sage ich, ehe ich noch weiß, was das Problem ist. Ich stelle mir vor, dass sie vom Küchentelefon anruft, dass sie das lange Spiralkabel um ihren Körper windet.

»Er ist auf der Polizeiwache.«

Ich schaue auf die Skyline New Yorks; unser Apartmenthaus ist hässlich, weißer Nachkriegsklinker, langweilig, aber wir wohnen weit oben, die Fenster sind breit, und wir haben eine kleine Terrasse, auf der wir früher immer unseren morgendlichen Toast eingenommen haben. »Hat er irgendwas angestellt?«

»Anscheinend«, sagt sie. »Sie wollen, dass ich ihn abhole. Kannst du das? Kannst du deinen Bruder abholen?«

»Kein Problem«, wiederhole ich mich.

Wenige Minuten später bin ich auf dem Weg von Manhattan in das kleine Dorf in Westchester, in dem George und Jane zu Hause sind. Ich rufe Claire aus dem Auto an; ihre Mailbox ist dran. »George hat irgendwelchen Ärger, ich muss ihn abholen und zu Jane nach Hause bringen. Ich habe schon zu Abend gegessen – ich habe dir was übrig gelassen, es steht im Kühlschrank. Rufe nachher mal an.«

Eine Schlägerei. Das denke ich auf dem Weg zur Polizeiwache. George ist das zuzutrauen: so eine Art nukleare Reaktion, die unter der Oberfläche bleibt, bis ihn irgendwas reizt und zum Ausbruch bringt, sodass er einen Tisch umwirft, mit der Faust durch die Wand haut oder ... Mehr als einmal habe ich seinen

Frust abbekommen, ein Baseball, der mir auf den Rücken geworfen wurde, mich auf Höhe der Nieren traf und in die Knie zwang, ein Schubser in der Küche meiner Großmutter, der mich rückwärts durch eine hohe Glasscheibe stößt, nur damit nicht ich den letzten Brownie kriege, sondern George. Ich stelle mir vor, dass er nach der Arbeit noch etwas trinken gegangen und mit jemandem aneinandergeraten ist.

Dreiunddreißig Minuten später parke ich vor einer kleinstädtischen Polizeiwache, ein weißer Schuhkarton, Baujahr etwa 1970. Drinnen finden sich ein Kalender mit großen Oberweiten, der eigentlich in einer Polizeiwache nichts zu suchen hat, und ein Glas Lutschbonbons sowie zwei Metallschreibtische, die sich anhören wie ein Autounfall, wenn man wie ich versehentlich dagegentritt, wobei ich eine leere Flasche Diätlimonade umstoße. »Ich bin der Bruder des Mannes, dessen Frau Sie angerufen haben«, verkünde ich. »Ich bin wegen George Silver hier.«

»Sie sind der Bruder?«

»Ja.«

»Wir haben seine Frau angerufen, sie kommt ihn abholen.«

»Sie hat mich angerufen, ich soll ihn nach Hause bringen.«

»Wir wollten ihn ins Krankenhaus bringen, aber er wollte nicht; er sagte immer wieder, er sei ein gefährlicher Mann, und wir sollten ihn in die Stadt bringen, ihn wegschließen und fertig. Ich persönlich glaube, der Mann braucht einen Arzt – so etwas steckt man nicht unversehrt weg.«

»Es gab also einen Streit?«

»Einen Autounfall; schwer. Er stand offenbar nicht unter Alkoholeinfluss, Atemtest war negativ, und er hat auch eine Urinprobe abgegeben, aber er sollte wirklich ärztlich untersucht werden.«

»Hatte er Schuld?«

»Hat eine rote Ampel überfahren und einen Minivan gerammt. Der Mann war sofort tot, die Frau beim Eintreffen der Rettungskräfte noch am Leben – auf dem Rücksitz, neben dem überleben-

den Sohn. Sie haben sie mit der Rettungsschere rausgeholt, und gleich darauf ist sie verstorben.«

»Ihre Beine sind aus dem Wagen gefallen«, ruft jemand aus dem Hinterzimmer. »Der Zustand des Jungen ist gut. Er wird durchkommen«, sagt der jüngere Polizist. »Ihr Bruder ist hinten, ich hole ihn.«

»Wird meinem Bruder eine Straftat zur Last gelegt?«

»Im Augenblick nicht. Es wird natürlich eine umfassende Untersuchung geben. Die Kollegen haben festgestellt, dass er am Unfallort desorientiert wirkte. Bringen Sie ihn nach Hause, besorgen Sie ihm einen Arzt und einen Anwalt – so was kann sehr unangenehm werden.«

»Er will nicht rauskommen«, sagt der jüngere Polizist.

»Sag ihm, wir haben keinen Platz für ihn«, sagt der Ältere. »Sag ihm, bald kommen die richtigen Verbrecher, und wenn er jetzt nicht rauskommt, dann stecken sie ihm heute Nacht was ins Spundloch.«

George kommt heraus, derangiert. »Warum bist du hier?«, fragt er mich.

»Jane hat angerufen, und außerdem hattest du ja das Auto.«

»Sie hätte doch ein Taxi nehmen können.«

»Es ist schon spät.«

Ich geleite George über den kleinen Parkplatz in die Nacht, fühle mich veranlasst, seinen Arm zu nehmen, ihn am Ellbogen zu führen – ich weiß nicht genau, ob ich seine Flucht verhindern oder ihn nur stützen will. Jedenfalls reißt George sich nicht los, sondern lässt sich führen.

»Wo ist Jane?«

»Zu Hause.«

»Weiß sie Bescheid?«

Ich schüttele den Kopf.

»Es war furchtbar. Da war eine Ampel.«

»Hast du die Ampel gesehen?«

»Ich glaube, ich habe sie womöglich gesehen, aber irgendwie ergab sie keinen Sinn.«

»So als würde sie nicht für dich gelten?«

»So als wüsste ich es nicht.« Er steigt ein. »Wo ist Jane?«, fragt er erneut.

»Zu Hause«, wiederhole ich. »Schnall dich an.«

Als ich in die Auffahrt biege, strahlen die Scheinwerfer durchs Haus und erwischen Jane in der Küche, eine Kaffeekanne in der Hand.

»Alles okay bei dir?«, fragt sie, als wir drinnen sind.

»Wie das denn?«, fragt George zurück. Er leert seine Taschen auf die Küchenarbeitsfläche. Er zieht Schuhe, Socken, Hose, Boxershorts, Jacke, Hemd, Unterhemd aus und stopft alles in den Küchenmülleimer.

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragt Jane.

George steht nackt in der Küche, den Kopf leicht geneigt, als lausche er.

»Kaffee?«, fragt sie erneut und hebt die Kanne.

Er antwortet nicht. Er geht von der Küche durchs Esszimmer ins Wohnzimmer und setzt sich dort – im Dunkeln – nackt in einen Sessel.

»Hatte er Streit?«, fragt Jane.

»Autounfall. Du solltest die Versicherung und euren Anwalt anrufen. Habt ihr einen Anwalt?«

»George, haben wir einen Anwalt?«

»Brauche ich einen?«, fragt er. »Wenn ja, ruf Rutkowsky an.«

»Irgendwas stimmt nicht mit ihm«, sagt Jane.

»Er hat Menschen umgebracht.«

Einen Moment herrscht Schweigen.

Sie schenkt George eine Tasse Kaffee ein und bringt sie ins Wohnzimmer, zusammen mit einem Geschirrhandtuch, das sie ihm über die Genitalien breitet, wie man eine Serviette auf den Schoß legt.

Das Telefon klingelt.

»Geh nicht ran«, sagt George.

»Hallo«, sagt sie.

»Tut mir leid, der ist im Augenblick nicht zu Hause, kann ich etwas ausrichten?« Jane hört zu. »Ja, ich höre Sie ganz deutlich«, sagt sie und legt dann auf. »Jemand was zu trinken?«, fragt sie niemand Bestimmten und schenkt sich dann selbst etwas ein.

»Wer war das?«, frage ich.

»Freund der Familie«, sagt sie und meint eindeutig die Familie, die umgekommen ist.

Lange Zeit sitzt er im Sessel, das Geschirrhandtuch vorm Geschlechtsteil, die Kaffeetasse elegant auf dem Schoß. Unter ihm bildet sich eine Pfütze.

»George«, drängt Jane, als sie so etwas wie Wassertröpfeln hört, »dir passiert gerade ein Malheur.«

Tessie, die alte Hündin, steht von ihrem Lager auf, geht zu ihm und schnüffelt.

Jane hastet in die Küche und kommt mit einem Ballen Papiertücher zurück. »Das frisst den ganzen Lack vom Fußboden«, sagt sie.

Die ganze Zeit schaut George völlig ausdruckslos, wie die leere Haut, die ein Reptil gerade abgeworfen hat. Jane nimmt George die Kaffeetasse ab und reicht sie mir. Sie nimmt das nasse Geschirrhandtuch von seinem Schoß, hilft ihm hoch, wischt ihm dann mit den Papiertüchern die Beine hinten und den Arsch ab. »Komm, ich helfe dir nach oben.«

Ich schaue hinterher, wie sie die Treppe hochsteigen. Ich sehe den schlaffen Körper meines Bruders, seinen leicht hängenden Bauch, die Hüftknochen, das Becken, den flachen Hintern – alles so weiß, dass es im Dunkeln beinahe leuchtet. Beim Hochgehen sehe ich unter seinem Hintern, zwischen den Beinen eingeklemmt, seinen tief hängenden rosavioletten Sack, der hin- und herschaukelt wie bei einem alten Löwen.

Ich setze mich auf ihre Couch. Wo ist meine Frau? Will Claire gar nicht wissen, was passiert ist? Fragt sie sich nicht, warum ich nicht zu Hause bin?

Das Wohnzimmer riecht nach Urin. Die nassen Papiertücher liegen noch auf dem Fußboden. Jane kommt nicht zurück, um die Pisse wegzuwischen. Also tue ich es und setze mich wieder aufs Sofa.

Ich starre ins Dunkel, auf eine alte hölzerne Stammesmaske mit Hanfhaaren, mit einer Feder und mit primitiven Perlen besetzt. Ich starre das unbekannte Gesicht an, das Nate von einem Schüleraustausch nach Südafrika mitgebracht hat, und die Maske scheint meinen Blick zu erwidern, als sei sie belebt und wolle etwas sagen – sie verhöhnt mich mit ihrem Schweigen.

Ich hasse dieses Wohnzimmer. Ich hasse dieses Haus. Ich will nach Hause.

Ich schicke Claire eine erklärende SMS. Sie schreibt zurück: »Ich habe deine Abwesenheit ausgenutzt und bin immer noch im Büro; hört sich so an, als solltest du über Nacht dortbleiben, falls sich die Lage noch verschlimmert.«

Pflichtbewusst schlafe ich auf der Couch, eine kleine, stinkende Sofadecke über den Schultern. Tessie, die Hündin, legt sich zu mir und wärmt mir die Füße.

Morgens wird hektisch telefoniert und gedämpft gesprochen; eine Kopie des Unfallberichts kriecht aus dem Faxgerät. Wir werden George ins Krankenhaus bringen, und dort werden sie etwas suchen, irgendeine unsichtbare Erklärung, die ihn seiner Verantwortung enthebt.

»Werde ich taub, oder was ist hier los, verdammte Scheiße?«, will George wissen.

»George«, sagt Jane. »Wir müssen ins Krankenhaus. Pack deine Tasche.«

Das tut er.

Ich fahre sie. Er sitzt neben mir, hat eine abgetragene Cordhose und ein Flanellhemd an, das er schon seit fünfzehn Jahren besitzt. Er ist unregelmäßig rasiert.

Ich fahre sehr bewusst, mache mir Sorgen, dass seine zufriedene Laune umschlagen könnte, dass er zurückfällt in sein gestriges

Verhalten, ausrastet, mir ins Lenkrad zu greifen versucht. Die Gurte sind gut, sie verhindern plötzliche Bewegungen.

»Simon Sempel sah den Bäcker Brot zum Markte führen. Simon Sempel sagt zum Bäcker: ›Lass mich doch probieren!«, intoniert George. »Simon Sempel wollte angeln, viele große Wale; doch er hatte nicht mehr Wasser als in Mutters Schale. Sieh dich vor«, sagt er zu mir, »sonst kriegst du, worum du gebeten hast.«

In der Notaufnahme geht Jane mit ihren Versicherungsunterlagen und dem Polizeibericht zum Tresen und erklärt, dass ihr Mann am Abend zuvor in einen tödlichen Autounfall verwickelt war und am Unfallort desorientiert wirkte.

»So war es überhaupt nicht«, dröhnt George. »Der Scheißgeländewagen hing wie eine dicke weiße Wolke vor mir, ich konnte nicht drüber weggucken, nicht drumrum, ich musste einfach mittendurch wie durch billiges Weißblech, wie durch ein dickes Scheißkissen. Der Airbag hat mich zurückgehauen, mich gerammt, mir die Luft aus der Lunge gepresst, und als ich endlich rauskam, sah ich Leute im anderen Wagen, zusammengequetscht wie Lasagne. Der Junge auf dem Rücksitz hörte gar nicht auf zu weinen. Ich wollte ihm eine reinhauen, aber seine Mutter schaute mich an, die Augen platzten ihr fast aus dem Kopf.«

Während George redet, treten zwei große Männer von hinten an ihn heran. Er sieht sie nicht kommen. Sie packen ihn. Er ist stark und wehrt sich.

Das nächste Mal sehen wir George in einer kleinen Zelle am hinteren Ende der Notaufnahme, mit Armen und Beinen an eine Trage geschnallt.

»Wissen Sie, warum Sie hier sind?«, fragt ihn ein Arzt.

»Ich habe schlecht gezielt«, sagt George.

»Erinnern Sie sich, was passiert ist?«

»Ich werde es wohl eher niemals vergessen. Ich bin etwa um halb sieben von der Arbeit weg und nach Hause gefahren, habe beschlossen, unterwegs einen Happen zu essen, was ich norma-

lerweise nicht mache, aber ich war müde, so viel kann ich zu-
geben. Ich habe sie nicht gesehen. Sowie ich merkte, dass ich mit
etwas zusammengestoßen war, habe ich angehalten. Ich bin bei
ihr geblieben. Ich habe sie festgehalten. Sie lief allmählich aus
sich heraus, Flüssigkeit leckte wie aus einem kaputten Motor. Mir
war schlecht. Ich hasste sie, weil sie so weggetreten aussah, so
grau, weil sich eine Pfütze unter ihr bildete – ich wusste gar nicht
genau, wo das herkam. Es fing an zu regnen. Dann waren Leute
mit Decken da – wo kamen die Decken her? Ich hörte Sirenen.
Menschen fuhren in Autos um uns herum, ich sah, wie sie uns
anstarrten.«

»Was redet er da?«, frage ich und überlege, ob ich durchein-
ander bin oder George komplett orientierungslos. »Das ist ganz
und gar nicht passiert, das war nicht sein Unfall, vielleicht ein
anderer, aber nicht seiner.«

»George«, sagt Jane, »ich habe den Polizeibericht gelesen – so
war es überhaupt nicht. Denkst du gerade an irgendwas anderes?
Was du geträumt hast oder im Fernsehen gesehen?«

George bietet keine Erklärung an.

»Irgendeine Vorgeschichte psychischer oder neurologischer
Symptome?«, fragt der Arzt. Wir schütteln alle den Kopf. »Auf
welchem Gebiet arbeiten Sie denn?«

»Recht«, sagt George. »Ich habe Jura studiert.«

»Bitte überlassen Sie ihn uns eine Weile. Wir werden ein paar
Tests durchführen«, sagt der Arzt, »und dann reden wir wei-
ter.«

Wieder übernachtete ich bei Jane und George.

Am nächsten Morgen, auf dem Weg zum Krankenhaus, über-
lege ich laut: »Ist das wohl der richtige Ort für ihn, eine Psycho-
Station?«

»Wir sind hier in der Vorstadt«, sagt sie. »Wie gefährlich kann da
wohl eine Psycho-Station sein?«

Er ist allein in seinem Zimmer.

»Guten Morgen«, sagt Jane.

»Ist es einer? Davon weiß ich nichts.«

»Hattest du schon Frühstück?«, fragt sie, als sie das Tablett vor ihm sieht.

»Das ist Hundefutter«, sagt er. »Nimm es mit, für Tessie.«

»Du riechst aus dem Mund – hast du dir die Zähne geputzt?«, frage ich.

»Kriegt man die nicht geputzt?«, entgegnet George. »Ich war noch nie in einer Nervenklinik.«

»Das ist keine Nervenklinik«, sagt Jane. »Du bist bloß in der psychiatrischen Abteilung.«

»Ich kann nicht ins Bad«, sagt er. »Ich kann mich nicht im Spiegel ansehen – ich kann einfach nicht.« Allmählich klingt er hysterisch.

»Brauchst du meine Hilfe? Ich kann dir beim Frischmachen helfen«, sagt Jane und öffnet das Waschset, das sie ihm dagelassen haben.

»Lass sie das nicht machen«, sage ich. »Du bist doch kein Kleinkind – jetzt hör mal auf, dich wie ein Zombie aufzuführen.«

Er fängt an zu weinen. Der Ton, den ich ihm gegenüber anschlage, überrascht mich selbst. Ich gehe aus dem Zimmer und sehe, wie Jane Wasser auf einen Waschlappen laufen lässt.

Abends nach der Arbeit kommt Claire ins Krankenhaus und bringt für uns vier chinesisches Essen aus der Stadt mit. Für jemand chinesischer Abstammung ist Claire überraschend unkritisch, was chinesische Küche angeht – ihrer Meinung nach schmeckt alles gleich, alles Variationen desselben Themas. Wir machen es in der Mikrowelle heiß, auf der ein Aufkleber verkündet: »Für den Patientengebrauch – keine medizinischen Produkte«. Wir waschen uns die Hände mit dem Reinigungsschaum, der in Spendern in jedem Zimmer an der Wand hängt. Ich scheue mich, Sachen irgendwohin zu stellen, irgendwelche Oberflächen zu berühren – ich habe plötzlich Angst, ich könnte tödliche Keime zu mir nehmen. Ich schaue das chinesische Essen an und sehe einen Wurm, den ich Claire unauffällig zeige.

»Das ist kein Wurm, das ist ein Reiskorn.«
»Es ist eine Larve«, flüstere ich.
»Du bist verrückt.« Mit einer Gabel pult sie das Reiskorn heraus.
»Hat Reis etwa Augen?«, frage ich.
»Das ist Pfeffer«, sagt sie und wischt die Augen ab.
»Wo kommt das Essen her?«, frage ich.
»Von dem Laden auf der Third Avenue, den du immer gut fandst«, sagt sie.
»Den das Gesundheitsamt geschlossen hat?«, frage ich ziemlich alarmiert.
»Du hast ja eine große Reise vor dir.« Jane lenkt uns ab.
»Ich fliege für ein paar Tage nach China«, sagt Claire.
»Niemand reist bloß ›ein paar Tage‹ nach China«, grollt George. Claire schon.
George verweigert das Essen und gestattet sich nur, den scharfen Senf direkt aus den Plastiktütchen zu saugen – Selbstgeißelung. Niemand hindert ihn daran. »Bleibt mehr für mich«, bin ich versucht zu sagen, lasse es aber.
»Wann fliegst du denn?«, frage Jane.
»Morgen.«
Ich reiche George eine weitere Senftüte.
Später, als wir allein sind, fragt Claire mich, ob George und Jane eine Waffe besitzen. »Wenn nicht, sollten sie sich eine besorgen«, sagt sie.
»Was redest du denn da? Sie sollten sich eine Waffe besorgen? So kommt man ums Leben: Man holt sich eine Waffe, und dann wird man erschossen.«
»Ich will nur sagen, ich wäre nicht überrascht, wenn Jane eines Abends nach Hause kommt und die Familie der Leute, die George angefahren hat, auf sie wartet. Er hat ihr Leben zerstört, da werden sie Vergeltung wollen. Bleib bei ihr, lass sie nicht allein; Jane ist gefährdet«, sagt Claire. »Stell dir vor, es wäre dir passiert; solltest du den Verstand verlieren, würdest du dir nicht auch wünschen, dass jemand bei mir bleibt und auf das Haus aufpasst?«

»Wir leben in einem Apartmenthaus mit Portier. Sollte ich verrückt werden, wärs du in guten Händen.«

»Das stimmt. Wenn dir etwas zustößt, komme ich sehr gut zurecht, aber Jane ist nicht ich. Sie braucht jemanden. Außerdem solltest du den überlebenden Jungen besuchen. Der Anwalt wird dir davon abraten, aber tu es trotzdem – George und Jane müssen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Ich bin nicht umsonst für Asien verantwortlich«, sagt Claire. »Ich denke immer nach.« Sie tippt sich an die Schläfe. Denken. Denken. Denken.

Am nächsten Tag besuche ich also den Jungen, eher aus einem schlechten Familiengewissen, als um die unglaublichen Kosten einzuschätzen, den Jungen »wiederherzustellen«. Auf dem Weg gehe ich in den Geschenkladen, wo nur leuchtend bunte Nelken, religiöse Halsketten und Süßigkeiten zur Auswahl stehen. Ich nehme eine Schachtel Pralinen und einen Strauß himmelblauer Nelken. Der Junge liegt im selben Krankenhaus wie George, in der Kinderstation – zwei Stockwerke höher. Er sitzt im Bett und isst Eis, den Blick auf den Fernseher gerichtet – *SpongeBob Square-Pants*. Er ist ungefähr neun Jahre alt, dicklich, hat zusammengewachsene Augenbrauen, die ihm ein »M« auf die Stirn schreiben. Sein linkes Auge ist blau unterlaufen, an der Seite des Kopfes ist ein großes Stück kahl rasiert, eine dicke lila Narbe liegt frei. Ich gebe meine Mitbringsel der Frau, die am Bett des Jungen sitzt und mir erzählt, dass es ihm den Umständen entsprechend gut geht, dass immer jemand bei ihm ist, ein Verwandter oder eine Krankenschwester.

»An wie viel kann er sich erinnern?«, frage ich.

»An alles«, antwortet die Frau. »Sind Sie von der Versicherung?« Ich nicke – ist ein Nicken schon eine Lüge?

»Hast du alles, was du brauchst?«, frage ich den Jungen.

Er antwortet nicht.

»Ich komme in ein paar Tagen wieder«, sage ich und will unbedingt weg. »Wenn dir irgendwas einfällt, lass es mich wissen.«

Komisch, wie rasch Dinge zur Routine werden, sich einspielen. Ich bleibe bei Jane, und es kommt mir vor, als würden wir Familie spielen. Am Abend bringe ich den Müll raus und schließe die Haustür ab; sie macht eine Kleinigkeit zu essen und fragt mich, ob ich nach oben komme. Wir sehen ein bisschen fern und lesen. Ich lese das, was George gerade gelesen hat, seine Zeitungen und Zeitschriften, *Media Age*, *Variety*, *The Economist* und eine große Biografie von Thomas Jefferson, die auf seinem Nachttisch liegt.

Der Unfall passiert, und dann passiert es. Nicht in der Nacht des Unfalls oder an dem Abend, als wir ihn alle besuchen. Sondern am Abend darauf, nachdem Claire mir gesagt hat, ich soll Jane nicht allein lassen, nachdem Claire nach China aufgebrochen ist. Claire geht auf Reisen, mit George geht es bergab, und dann passiert es. Was nie passieren sollte.

Der abendliche Besuch im Krankenhaus läuft schlecht. Aus unklaren Gründen wird George in ein gepolstertes Zimmer gesperrt, die Arme an den Körper gefesselt. Jane und ich schauen abwechselnd durch das kleine Fenster. Er sieht elend aus. Jane bittet, zu ihm hineingelassen zu werden, die Krankenschwester rät ihr davon ab, aber Jane besteht darauf. Sie geht zu ihm, ruft seinen Namen. George schaut zu ihr hoch; sie streicht ihm die Haare aus dem Gesicht, wischt ihm die zerfurchte Stirn ab; dann geht er auf sie los, drückt sie mit seinem Körper an die Wand und beißt sie, wieder und immer wieder, ins Gesicht, in den Hals, in die Hände, sodass sie an mehreren Stellen blutet. Die Pfleger stürmen hinein und reißen ihn von ihr weg. Jane wird nach unten gebracht und in der Notaufnahme behandelt; ihre Wunden werden gesäubert und verbunden, und sie bekommt irgendeine Spritze, wie eine Tollwutimpfung.

Wir fahren zu ihr nach Hause. Jane macht in der Mikrowelle Hundert-Kalorien-Brownies heiß, ich löftele fettfreies Eis drauf, sie sprüht kalorienfreie Sahne darüber, und ich muntere das Ganze mit ein paar Schokostreuseln auf. Wir essen schwei-

gend. Dann bringe ich den Müll raus, ziehe meine Sachen aus, die ich schon seit Tagen trage, und einen seiner Pyjamas an.

Ich nehme sie in den Arm. Ich will sie trösten. Ich habe seinen Pyjama an, sie ist noch angezogen. Ich rechne nicht damit, dass irgendwas passiert. »Ich entschuldige mich«, sage ich, ohne richtig zu merken, was ich sage. Und dann presst sie sich an mich, steckt die Hände in ihren Rock und schiebt ihn nach unten. Sie zieht mich an sich.

Irgendwann hätte ich Claire fast erzählt, was an Thanksgiving geschehen war – tatsächlich habe ich sogar versucht, es ihr zu erzählen, eines Nachts nach dem Sex, als ich mich ihr besonders nah fühlte. Doch als ich mit der Geschichte anfang, setzte Claire sich kerzengerade hin und zog sich die Decke über, und dann schreckte ich vor dem zurück, was ich sagen wollte. Ich änderte es. Ich ließ den Kuss weg und erwähnte nur, dass Jane mich gestreift habe.

»Du standst ihr im Weg, sie wollte vorbei, das war kein Annäherungsversuch«, sagte Claire.

Ich ließ unerwähnt, wie meine Eichel an die Hüften meiner Schwägerin drückte, wie ihre Schenkel aneinandergespresst waren.

»Nur du würdest darauf kommen, dass sie dich anmachen will«, sagte Claire angewidert.

»Nur ich«, wiederholte ich. »Nur ich.«

Jane zieht mich an sich; ihre Hüften sind schmal. Meine Hand gleitet in ihren Slip. Ein neuer Dschungel. Sie seufzt. Wie sie sich anfühlt, diese ganz private Weichheit, das ist unglaublich. Und ich denke, das passiert doch nicht wirklich – oder?

Sie nimmt mich in den Mund; sie greift nach etwas, eine Art Creme, zuerst kalt, dann wird sie warm. Sie massiert mich und schaut mir dabei in die Augen. Dann nimmt sie mich wieder in den Mund, und es ist unmöglich, Nein zu sagen. Sie zieht mir den Pyjama unterm Hintern weg, rasch sitzt sie auf mir, reitet mich. Ich explodiere.

Ich bin in ihren Duft gehüllt, aber viel zu erschüttert, duschen

zu gehen oder in ihrem Bett einzuschlafen, also warte ich, bis sie eingeschlafen ist, schleiche mich dann nach unten in die Küche und wasche mich mit Geschirrspülmittel. Ich stehe um drei Uhr morgens in der Küche meines Bruders und seife meinen Schwanz im Spülbecken ein, trockne mich mit einem Handtuch ab, auf dem *Home, Sweet Home* steht. Es passiert noch einmal am nächsten Morgen, als sie mich auf dem Sofa entdeckt, und dann noch einmal am Nachmittag, nachdem wir George besucht haben. »Was ist denn mit deiner Hand los?«, fragt George Jane am nächsten Tag, als er ihre Verbände bemerkt. Er ist wieder in seinem Zimmer und hat keinerlei Erinnerung an den vorherigen Abend.

Jane fängt an zu weinen.

»Du siehst furchtbar aus«, sagt er. »Ruh dich mal aus.«

»Es waren aufreibende Tage«, sage ich.

An dem Abend machen wir ein Flasche Wein auf und tun es wieder, langsamer, bewusster, vorsätzlicher.

Das Krankenhaus lässt ihn raus, oder wahrscheinlicher: Er beschließt einfach zu gehen. Unerklärlicherweise kann er einfach mitten in der Nacht unbemerkt abhauen. Er kommt mit einem Taxi nach Hause, bezahlt mit Geld, dass er in der Hosentasche entdeckt hat. Er findet seinen Hausschlüssel nicht, also klingelt er, und der Hund bellt.

Das habe ich vielleicht gehört – das Hundebellen.

Vielleicht hat er auch gar nicht geklingelt, und vielleicht hat der Hund auch gar nicht gebellt. Vielleicht hat George den Ersatzschlüssel unter dem künstlichen Felsen neben der Haustür hervorgeholt und ist dann leise wie ein Eindringling ins eigene Haus geschlichen.

Vielleicht ist er nach oben gekommen und hat gedacht, er könne in sein eigenes Bett kriechen, aber dann war sein Platz besetzt. Ich weiß nicht, wie lange er da gestanden hat. Ich weiß nicht, wie lange er gewartet hat, ehe er die Lampe von ihrem Nachttisch genommen und auf ihren Kopf geschmettert hat.

Davon bin ich aufgewacht.

Sie schreit. Der eine Schlag reicht nicht. Sie versucht aufzusteigen; die Lampe ist nicht mal kaputt. George sieht mich an, greift wieder nach der Lampe und schlägt zu. Die Porzellanvase, die den Fuß bildet, zerplatzt an ihrem Schädel. Inzwischen bin ich aus dem Bett gesprungen. Er wirft die Überreste der Lampe weg – Blut läuft an seinen Fingern hinunter –, nimmt das Telefon und wirft es mir zu.

»Melde es«, sagt er.

Ich stehe vor ihm, in seinem Pyjama. Wir sind gleich, wie zwei Pantomimen, wir haben die gleichen Gesten, die gleichen Gesichter, das Familienkinn, die Stirn meines Vaters, die gleichen schlecht zusammenpassenden Persönlichkeiten. Ich starre ihn an und weiß nicht, wie es weitergehen soll. Ein verstörendes Gurgeln lässt mich nach dem Telefon greifen.

Versehentlich lasse ich das Telefon fallen. Ich bücke mich, um es aufzuheben, und der Fuß meines Bruders trifft mich unterm Kinn, er tritt mich heftig; mein Kopf fliegt nach hinten. Als er hinausgeht, liege ich immer noch am Boden. Ich sehe das Krankenhausnachthemd, das wie ein Schwanz aus seiner Hose hängt. Ich höre Georges schwere Schritte die Treppe hinuntergehen. Jane gibt erschreckende Geräusche von sich. Ich ziehe das Telefon zu mir und wähle die 0. Als wäre ich im Hotel, als könnte ich damit rechnen, dass sich jemand meldet. Ich höre eine lange Bandaufnahme, eine Art Essay darüber, was die »0«-Taste alles für einen tun kann, und mir wird klar, dass es ewig dauern wird, bis tatsächlich jemand rangeht. Ich lege wieder auf, und nach einigen zittrigen Versuchen wähle ich 911.

»Eine Frau ist zusammengeschlagen worden. Beeilen Sie sich«, sage ich und nenne die Adresse.

Ich richte mich mühsam auf, gehe ins Bad und hole einen Waschlappen, als könnte der irgendwie helfen, als könnte ich das Blut wegwischen. Ich finde nicht mal die Stelle; ihr Kopf ist ein einziger Brei aus Blut und Haaren und Knochen und Lampe, also halte ich bloß den Waschlappen in der Hand und warte.

Es dauert ewig. Zuerst kommt die Feuerwehr. Das Haus zittert, als der Löschzug vorfährt. Ich lasse Jane allein, gehe ans Fenster. Sie laufen in voller Ausrüstung über den Rasen, in Helmen und Jacken, geschützt vorm frühmorgendlichen Sprühnebel des Bewässerungssystems.

Ich weiß nicht, ob er die Tür öffnet oder ob sie sich selbst Zutritt verschafft haben.

»Oben«, rufe ich.

Rasch sind sie bei ihr. Einer steht abseits und redet, als würde er in ein Funkgerät sprechen. »Wir haben eine Frau mittleren Alters, offene Schädelverletzung, frei liegende Hirnmasse; lange Trage mitbringen, volles Beatmungsgerät, Notfallkoffer; Rettungskräfte und polizeiliche Unterstützung anfordern. Wer ist diese Frau?«, fragt der Sprecher.

»Jane. Die Frau meines Bruders.«

»Haben Sie einen Führerschein oder sonst ein Ausweispapier von ihr?«

»Ihre Handtasche ist unten.«

»Irgendwelche wichtigen medizinischen Informationen, Allergien, chronische Erkrankungen?«

»Hat Jane irgendwelche Gesundheitsprobleme?«, rufe ich nach unten.

»Eine Lampe hat sie am Kopf getroffen«, sagt mein Bruder.

»Sonst noch was?«

»Sie nimmt scheißviele Vitamine«, sagt George.

»Ist sie schwanger?«, fragt der Sprecher.

Allein die Frage macht mich schwach.

»Dürfte sie nicht«, sagt George, und ich kann nicht anders, als eine gewisse Schärfe herauszuhören.

»Stabilisiert den Hals«, sagt einer der Feuerwehrmänner.

»Es ist nicht der Hals, sondern der Kopf«, sage ich.

»Halten Sie Abstand«, sagt der Sprecher.

Die Rettungssanitäter kommen, schieben Jane eine orange Trage unter, schnallen sie mit Gurten fest, die wie Gaffertape aussehen,

und wickeln ihr Verbandmüll um den Kopf – sie sieht aus wie eine Mumie, wie ein Kriegsoffer oder vielleicht wie ein Logenmitglied auf dem Weg zu einer Versammlung.

Jane stößt ein tiefes, kehliges Grollen aus, als fünf Männer sie hochheben und nach draußen tragen, wobei sie eine Spur von Sterilmüll und kräftigen Fußabdrücken hinterlassen. Als sie um die Ecke biegen, stoßen sie gegen das Treppengeländer, und es bricht mit einem Knacks. »'tschuldigung.« Schneller, als man glauben sollte, sind sie durch die Hintertür raus und im Rettungswagen verschwunden.

George trinkt in der Küche eine Tasse Kaffee. An seinen Händen klebt Blut, in seinem Gesicht hängen irgendwelche Krümel, Lampenstücke – Splitter. »Nicht auf dem Rasen parken«, sagt er zum ersten eintreffenden Polizisten. »Bitte informieren Sie Ihre Truppe.«

»Wer von Ihnen ist Mr Silver?«, fragt der Polizist. Ich nehme an, er ist Kommissar, weil er keine Uniform trägt.

Wir heben beide gleichzeitig die Hand: »Ich.«

»Kann ich mal Ihre Ausweise sehen?«

George tastet sich ab, als suche er danach, sein Krankenhaushemd flattert.

»Wir sind Brüder«, sage ich. »Ich bin der ältere.«

»Also – wer hat wem was getan?« Er hat sein Notizbuch herausgeholt.

George nippt an seinem Kaffee.

Ich sage nichts.

»Das ist doch keine komplizierte Frage; wir werden die Lampe sowieso nach Fingerabdrücken untersuchen. Ruß«, ruft der Kommissar. »Die volle Spurensicherung.« Er hustet. »Also – ist noch jemand zu Hause, irgendwer, nach dem wir suchen sollten? Wenn keiner von Ihnen ihr eins mit der Lampe übergezogen hat, ist die Person, die es getan hat, vielleicht noch im Haus, vielleicht findet sich noch ein weiteres Opfer.« Er macht eine Pause, wartet, dass jemand etwas sagt.

Das einzige Geräusch ist das Ticktack der Küchenuhr. Ich drehe beinahe durch, als der Kuckuck herausschießt – kuckuck, kuckuck, kuckuck, sechs Mal. »Haus durchsuchen«, ruft der Kommissar seinen Männern zu. »Stellt sicher, dass niemand sonst hier ist. Alle Beweisstücke einsacken. Auch die Lampe.«

Er wendet sich wieder uns zu. »Es ist Montagmorgen, und ich bin extra aufgestanden, um hierherzukommen. Meine Frau besorgt es mir jeden Montagmorgen, ganz ungefragt, sie möchte, dass ich gut gelaunt in die Woche starte. Ich bin also nicht gerade gut auf Sie zu sprechen.«

»Was denkst du dir eigentlich für 'ne verfickte Scheiße, du Scheißwichser«, spuckt George.

Zwei große Polizisten blockieren die Küchentür. Plötzlich gibt es keinen Ausweg mehr.

»Handschellen«, sagt der Kommissar.

»Ich habe gar nicht mit Ihnen geredet«, sagt George. »Sondern mit meinem Bruder.« George sieht mich an. »Und das ist mein Pyjama«, sagt er. »Jetzt hast du es also getan.«

»Diesmal werde ich dir nicht helfen können«, sage ich.

»Habe ich ein Verbrechen begangen?«, fragt George.

»Schwer zu sagen, was?«, sagt einer der Polizisten und legt ihm Handschellen an.

»Wo bringen Sie ihn hin?«, frage ich.

»Wo möchten Sie ihn denn am liebsten hinhaben?«

»Er war im Krankenhaus. Er muss gestern Nacht dort weg sein – sehen Sie das Krankenhaushemd unter seinen Sachen?«

»Er ist also abgehauen?«

Ich nicke.

»Und wie ist er nach Hause gekommen?«

»Weiß ich nicht.«

»Ich bin gelaufen, verfluchte Scheiße, im Scheißdunkeln. Mutschilutscher.«

Der Rettungswagen nimmt Jane mit, die Polizisten George, ich bleibe mit einem Polizisten da und warte auf die Spurensicherung. Ich will nach oben gehen, doch der Polizist hält mich zurück. »Tatort«, sagt er.

»Kleidung«, sage ich und wedele mit meiner Pyjamahose – oder vielmehr Georges Pyjamahose.

Er geleitet mich nach oben ins Schlafzimmer, das aussieht, als sei eine Bombe eingeschlagen – die Lampe zerschmettert auf dem Boden, Blut, das Bett zerwühlt. Ich ziehe den Pyjama meines Bruders aus und leihe mir, ohne es zu kommentieren, Georges saubere Sachen, die noch im Plastiküberzug von der Reinigung an der Schranktür hängen.

»Lassen Sie die schmutzigen Kleider im Zimmer«, sagt der Polizist. »Man weiß nie, was eine Rolle spielen könnte.«

»Da haben Sie recht«, sage ich, und wir gehen wieder nach unten.

Als der Polizist mir nach unten folgt, habe ich das seltsame Gefühl, unter Verdacht zu stehen. Mir fällt auf, dass es schlau wäre, Georges Anwalt anzurufen und ihn auf den neusten Stand zu bringen, aber ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern. Außerdem frage ich mich, ob der Polizist mich beobachtet, ob ich mir Sorgen machen sollte, falsche Bewegungen zu machen, zu schnell nach irgendwas zu greifen und so weiter. Außerdem: Wie kann ich mich von ihm entfernen, um ungestört zu telefonieren?

»Ich glaube, ich stecke mal die Wäsche in den Trockner.«

»Moment«, sagt der Polizist. »Das können Sie auch später noch. Nasse Sachen bleiben nass.«

»Okay.« Ich setze mich an den Küchentisch und nehme wie nebenbei das Telefon in die Hand; ich gehe die gespeicherten Nummern durch und hoffe, der Name des Anwalts wird auftauchen und mir bekannt vorkommen. Bingo – Rutkowsky.

»In Ordnung, wenn ich telefoniere?«

»Ist Ihr Geld.«

»In Ordnung, wenn ich nach draußen gehe?«

Er nickt.

»Erreiche ich Sie zu einem ungünstigen Zeitpunkt?«, frage ich, als der Anwalt Rutkowsky sich meldet.

»Wer ist denn da?«

»Silver, Harry Silver, der Bruder von George Silver.«

»Ich bin auf dem Weg ins Gericht«, sagt der Anwalt.

Ich stehe im Vorgarten, barfuß im nassen Gras. »Es gab bestimmte Entwicklungen.« Ich überlege. »George hat sich gestern aus dem Krankenhaus entfernt, und jetzt ist Jane verletzt worden, eine Lampe hat sie am Kopf getroffen. Die Polizei ist hier, sie warten auf die Spurensicherung, und ...«

»Und warum sind Sie dort?«

»Ich wurde gebeten, Jane Gesellschaft zu leisten, während mein Bruder im Krankenhaus war.«

»Wo ist Jane jetzt?«

»Auf dem Weg ins Krankenhaus.«

»Und George?«

»Den haben sie ebenfalls mitgenommen.«

»Haben Sie den Eindruck, dass es sich um eine ernsthafte Straftat handelt?«

»Ja.«

»Wenn die Polizei kommt, folgen Sie den Leuten, selbst wenn man sie auffordert wegzugehen, gehen Sie überallhin, wo die hingehen. Erlauben Sie ihnen nicht, irgendwas zu bewegen, und wenn die Polizei Sie bittet, irgendwas anzufassen oder zu bewegen, stecken Sie die Hände in die Hosentaschen. Sie dürfen Fotos machen, sie können Sachen mit Pinzetten aufheben und in Plastiktüten stecken.«

»Die Nachbarn schauen aus den Fenstern her.«

»Wir treffen uns um 16 Uhr 30 im Haus; verändern Sie bis dahin nichts am Tatort.«

»Ich lege einen Schlüssel unter den künstlichen Felsen neben der Eingangstür, falls ich noch nicht wieder da bin.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Ins Krankenhaus.«

»Geben Sie mir Ihre Handynummer, falls ich Sie brauche.«

Ich gebe ihm die Nummer, und er legt auf. Im Kopf höre ich Janes Stimme: »Kondome?«.

Ja. Und wo sind sie jetzt? Weg, benutzt, verbraucht, in den Küchenmülleimer geworfen, voll mit Sperma.

Ich gehe zurück ins Haus. »Was dagegen, wenn ich frischen Kaffee mache?«

»Ich werde Sie nicht davon abhalten«, sagt der Polizist. »War der Hund die ganze Zeit hier?« Er zeigt auf Tessie, die das Wasser von meinen Füßen leckt. Ihre Schüssel ist trocken.

»Das ist Tessie.«

Ich gebe dem Hund frisches Wasser und Trockenfutter.

Die Spurensicherung versammelt sich auf dem Rasen vorm Haus, sie breiten weiße Tyvek-Einteiler aus und steigen dann hinein, als wollten sie Gefahrgut bergen – inklusive Stiefel und Gummihandschuhen. »Also wirklich, ist nicht nötig«, sage ich. »Wir sind nicht ansteckend, und der Teppich ist sowieso hin.« Sie reagieren nicht. »Jemand Kaffee?«, frage ich und halte meinen Becher hoch. Normalerweise trinke ich keinen Kaffee, aber heute Morgen bin ich schon beim vierten Becher; ich habe meine Gründe. Wie angeordnet folge ich ihnen von Zimmer zu Zimmer. »Sie benutzen also Filme und Digitalfotos?«

»Ja«, sagt der Fotograf und knipst weiter.

»Das ist ja interessant. Und woher wissen Sie, was Sie fotografieren sollen?«

»Könnten Sie bitte zurücktreten, Sir.«

Ehe sie abziehen, zieht der Polizist noch sein Notizbuch aus der Tasche. »Ein paar Fragen noch, bevor ich gehe. Es gibt da einige Leerstellen, Löcher in der Geschichte.«

»Zum Beispiel?«

»Hatten Sie Sex mit ihr, als Ihr Bruder nach Hause kam?«

»Ich habe geschlafen.«

»Hatten Sie eine intime Beziehung zur Frau Ihres Bruders?«

»Ich bin hier, weil mein Bruder im Krankenhaus war.«

»Und Ihre Frau?«

»Die ist in China. Mein Frau hat selbst vorgeschlagen, dass ich bei meiner Schwägerin bleibe.«

»Wie würden Sie Ihre Beziehung zu Ihrem Bruder beschreiben?«

»Eng. Ich weiß noch, wie sie dieses Haus gekauft haben; ich habe ihnen geholfen, Sachen auszusuchen – die Küchenfliesen. Nach dem Unfall habe ich Jane getröstet.«

Der Polizist klappt das Notizbuch zu. »Na gut, wir wissen ja, wo wir Sie finden.«

Als er geht, entdecke ich Janes Handtasche auf dem Tisch im Flur und durchsuche sie. Ich stecke ihr Handy ein, ihre Haus Schlüssel und – unerklärlicherweise – ihren Lippenstift. Ehe ich den in die Hosentasche schiebe, drehe ich ihn auf und streiche mir »Sweet Fuchsia« über die Lippen.

Aus dem Auto rufe ich Claire in China an. »Es gab einen Unfall; Jane ist verletzt.«

»Soll ich morgen zurückkommen?«

In China ist morgen heute, und wo wir heute sind, ist dort morgen. »Bleib, wo du bist«, sage ich. »Das ist zu kompliziert.«

Warum ließ Claire mich so bereitwillig ziehen? Wieso trieb sie mich Jane in die Arme? Wollte sie mich testen? Vertraute sie mir wirklich so sehr?

»Ich fahre jetzt ins Krankenhaus und rufe wieder an, wenn ich mehr weiß.« Pause. »Wie läuft die Arbeit?«

»Gut. Ich fühle mich ein bisschen unwohl, ich habe was Seltsames gegessen.«

»Vielleicht einen Wurm?«

»Ruf mich später wieder an.«

Im Krankenhaus sagt man mir, Jane werde operiert und George liege immer noch in der Notaufnahme, hinten an einer Trage festgeschnallt.

»Du blöder Wichser«, sagt er, als ich den Vorhang aufziehe.

»Was ist mit deinem Gesicht passiert?« Ich zeige auf eine Reihe frischer Stiche über seinem Auge.

»Nennen wir es ein Wiedersehensgeschenk.«

»Ich habe den Hund gefüttert und bin dageblieben, bis die Polizei fertig war, dann habe ich deinen Anwalt angerufen – er kommt später vorbei.«

»Sie wollen mich nicht wieder aufnehmen, weil ich ›weggelaufen bin‹. Dabei hat mir ja niemand erzählt, wie man hier auscheckt und dass man eine Erlaubnis braucht, um das Krankenhaus zu verlassen.«

Eine Putzkraft des Krankenhauses kommt vorbei, mit einem metallenen Wischmopp und Eimer.

»Ist er ansteckend?«

»Nein, bloß gewalttätig; kommen Sie rein«, sage ich.

Ein junger Arzt braust herein, mit einer riesigen Leuchtlupe. »Ich heiße Chin Chow, und ich will Ihnen was aus dem Gesicht zupfen.« Der Arzt beugt sich über ihn und pflückt ihm Splitter aus der Gesichtshaut. »Sie haben keine Titten«, sagt George zum Arzt.

»Und das ist auch gut so«, sagt Chin Chow.

Ich gehe ins Schwesternzimmer. »Mein Bruder hat eine Naht am Kopf – die war heute Morgen noch nicht da, als er das Haus verließ.«

»Ich schreibe mir auf, dass Sie ein Gespräch mit dem behandelnden Arzt wünschen.«

Ich kehre zu George zurück, dessen Gesicht jetzt mit blutroten Punkten übersät ist. »Chow Fun hat mich gerupft und wollte mir dabei ein Geständnis rauskitzeln: ›Ah, und was Sie bringen heute hierher? Haben harte Nacht gehabt zu Haus?‹ Hat mir lauter Scheißlöcher ins Gesicht geprickt, und das ohne Narkose. ›Stopp‹, hab ich hundert Mal gesagt. ›Stopp. Stopp. Stopp.‹ ›Ah, sind Sie großes Baby, wäh, wäh, wäh. Sie jetzt großer Junge, benehmen wie ein Mann.‹ Das war kein Arzt, sondern ein verdeckter Ermittler, der mir ein Geständnis entlocken wollte.«

»Wirklich? Ich glaube, er wollte bloß Small Talk machen. Ich bezweifle, dass er weiß, warum du hier bist.«

»Weiß er wohl, er hat gesagt, er würde alles über mich in der *New York Post* lesen.« Mit diesen Worten fängt er an zu weinen.

»Ach komm, jetzt fang nicht so an.«

Er schluchzt noch ein bisschen und hört dann schniefend und schnüffelnd wieder auf. »Wirst du es Mom erzählen?«

»Deine Frau muss am Gehirn operiert werden, und du machst dir Sorgen, dass ich es deiner Mutter erzähle?«

»Wirst du?«

»Was glaubst du?«

Er antwortet nicht.

»Wann hast du Mom zuletzt gesehen?«, frage ich.

»Vor ein paar Wochen.«

»Ein paar Wochen?«

»Vielleicht vor einem Monat?«

»Wie viele Monate?«

»Keine Ahnung, Mann. Wirst du es ihr sagen?«

»Wieso sollte ich? Meistens weiß sie doch überhaupt nicht, wer sie ist. Wie wäre es damit: Wenn sie nach dir fragt, sage ich einfach, du wärst ins Ausland versetzt worden. Ich schicke ihr Tee von Fortnum & Mason und lasse sie im Glauben, du wärst immer noch ein großer Macher.«

Er windet sich auf seiner Liege. »Kratz mir mal den Arsch, ja? Ich komme nicht dran. Du bist echt ein Kumpel.« Er seufzt erleichtert auf. »Jedenfalls, wenn du nicht ein totales Arschloch bist.«

Eine Pflegerin bringt George sein Mittagstablett, und trotz der gefesselten Arme und Beine schafft er es, sich so weit zu krümmen, dass er es mit den Knien vom Tabletttisch auf den Boden werfen kann.

»Eins pro Nase«, sagt die Serviererin. »Morgen gerne wieder.«

»Hängen Sie ihn an den Tropf, damit er nicht dehydriert«, höre ich die Krankenschwester vollkommen ungerührt sagen.

»Die lassen sich hier nicht verscheißern«, sage ich zu ihm, als sie

den Vorhang zurückzieht, die Kanüle in der Hand, vier Kerle als Begleitchor hinter sich. »Und wo wir vom Essen reden, ich gehe in die Cafeteria.«

»Du wirst vielleicht nicht heute sterben«, sagt er, »aber ich werde dich abwickeln wie eine Rolle Bindfaden.«

»Kann ich dir irgendwas mitbringen?«, schneide ich ihm das Wort ab.

»Kekse mit Schokoladenstücken«, sagt er.

Ich gehe an der Essensausgabe der Cafeteria vorbei, umkreise gemischte Gemüseplatten, gefüllte Nudeltaschen, Hackbraten, kalte Sandwiches, nach Wunsch belegt, Pizza, Donuts, Frühstücksflocken; ich gehe einmal herum, und am Ende ist mein Tablett leer. Ich fange von vorn an und hole mir die Tomatensuppe mit Reis, eine Tüte Goldfisch-Kracker und eine Packung Milch.

Als ich die Gebäcktüte aufreiß, fliegen orangerote Kracker herum, landen überall auf dem Tisch und dem Fußboden um mich herum. Ich sammle ein, was ich erwische. Sie sehen anders aus, als ich sie in Erinnerung habe; ich weiß nicht, ob es die Goldfische ganz allgemein sind oder ob es an der Hundert-Kalorien-Packung liegt – sie sind kleiner und flacher und haben jetzt einen Gesichtsausdruck. Sie liegen auf der Seite und schauen mit einem Auge und einem geisteskranken halben Lächeln zu mir hoch.

Ich esse und denke an den »Wurm« im chinesischen Essen, an den Mann aus dem Deli unweit meiner Wohnung, der immer »Leis Tomaten« sagt. Ich esse und stelle mir einen Suppentopf auf dem Herd meiner Mutter vor, Suppe, auf die sich beim Abkühlen eine durchsichtige Haut legte, wie sie mir diesen zähen Klumpen achtlos auftat, und wie ich mir beim Essen immer vorstellte, es sei in Wahrheit Blut.

Ich esse die Suppe und tue so, als sei es Blut, als gäbe ich mir selbst eine Transfusion, während bei Jane oben eine »Kranio-tomie und Säuberung« vorgenommen wird – diese Begriffe haben sie verwendet. Ich stelle mir einen chirurgischen Edelstahl-

Staubsauger vor, der Porzellan und Knochen herausaugt. Ich stelle mir vor, dass sie hinterher Stahlplatten eingesetzt bekommt, wie eine Panzerung, und rund um die Uhr einen Footballhelm tragen muss.

Wusste sie überhaupt, dass es passiert war? Ist sie aufgewacht und hat gedacht, das ist ein schrecklicher Traum – und als es dann vorbei war, hatte sie da pochende Kopfschmerzen? Hat sie gedacht, meine Haare sehen schrecklich aus?

Sie liegt im OP, und mein vergossener Samen schwimmt frei und wild entschlossen in ihr umher – wir haben es zwar mit Kondomen getan, aber auch ohne. Wird irgendjemand mich dort entdecken? Brauche ich selbst einen Anwalt?

Die Suppe wärmt mich und erinnert mich daran, dass ich seit gestern Abend nichts mehr gegessen habe. Ein Mann mit zwei Veilchen geht vorbei, ein Essenstablett in der Hand, und mir fällt ein, wie mein Vater einmal meinen Bruder zu Boden geschlagen hat, bewusstlos – ohne richtigen Grund. »Sei dir immer klar darüber, wer hier der Boss ist.«

Ich denke an George: die Delle im Gipskarton, wo ihm der Fuß »weggerutscht« war, die Kaffeetasche, die ihm unerklärlicherweise aus der Hand geflogen und gegen die Wand geknallt war. Ich denke an eine Geschichte, die Jane mir mal erzählt hat, wie sie sonntags zum Brunch fahren wollten und George eine Mülltonne gerammt hat, als er rückwärts aus der Einfahrt setzte; daraufhin wurde er so wütend, dass er immer wieder vor und zurück über die Tonne fuhr, abwechselnd vom Vorwärts- in den Rückwärtsgang schaltete und dabei die Kinder hin- und herschleuderte und erst aufhörte, als Ashley sich übergab. Deuten solche Wutanfälle gegenüber Sachen an, dass man eines Tages seine Frau umbringt? Ist es wirklich so schockierend?

In der Herrentoilette des Krankenhauses wasche ich mir die Hände und schaue in den Spiegel. Ich sehe weniger mich selbst als vielmehr meinen Vater. Wann ist der denn aufgetaucht? Es gibt keine Seife: Ich reibe mir Handdesinfektionslösung ins Ge-

sicht – sie brennt. Beim Versuch, sie abzuspülen, ertrinke ich fast im Waschbecken.

Mein Gesicht tropft, mein Hemd ist nass, und der Handtuchspender ist leer. Während ich warte, dass alles trocken wird, kratze ich mit dem Autoschlüssel Janes Namen in die Betonwand.

Beinahe erwischt mich ein Mitarbeiter des Krankenhauses dabei, aber ich schneide ihm konfrontativ das Wort ab: »Wieso keine Papierhandtücher?«

»Verwenden wir nicht mehr – Nachhaltigkeit.«

»Aber mein Gesicht ist nass.«

»Versuchen Sie es mit Toilettenpapier.«

Das tue ich – und es bleibt an meinem unrasierten Kinn hängen. Hinterher sehe ich aus, als sei ich in einen Schneesturm aus Klopapierfetzen geraten.

Montag, am späten Nachmittag, kommt Jane aus der Chirurgie; man schiebt sie den Flur entlang, sie hängt an einem riesigen Beatmungsgerät, ihr Kopf ist unwickelt wie bei einer Mumie, ihre Augenpartie blau und schwarz. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Fleischkloß. Ein Schlauch führt unter der Decke hervor in einen Urinbeutel, der am Ende hängt.

Da unten habe ich sie gestern Nacht geküsst. Sie sagte, das habe noch niemand zuvor getan, und da habe ich sie noch einmal geküsst, ganz tief. Ich habe richtig da unten mit ihr geknutscht. Ich habe meine Zunge benutzt – das wird niemand je erfahren.

Ich rede mir ein, dass ich nur getan habe, was von mir verlangt wurde. Claire hat mich angewiesen, dortzubleiben. Jane wollte mich – sie hat mich an sich gezogen. Wieso bin ich so schwach? Wieso versuche ich die Schuld auf jemand anderen zu schieben? Ich frage mich: Hast du je gedacht, du solltest dich zurückhalten, konntest oder wolltest es aber in dem Augenblick nicht? Jetzt verstehe ich, was die Worte »Es ist einfach passiert« bedeuten. Ein Unfall.

Der Arzt erklärt mir, wenn Jane überlebt, wird sie nie wieder so sein wie vorher. »Selbst in der kurzen Zeit, die sie jetzt bei uns ist, hat sich der Zustand schon verschlechtert. Sie zieht sich zurück, rollt sich ein. Wir haben die Wunde gesäubert und haben Löcher gebohrt, um der Schwellung Platz zu verschaffen. Die Prognose ist schlecht. Weiß ihre Familie Bescheid? Die Kinder?«

»Nein«, sage ich. »Die sind im Internat.«

»Geben Sie ihnen Bescheid«, sagt der Arzt und lässt mich stehen.

Soll ich die Kinder direkt anrufen oder zuerst ihre Schulen? Rufe ich die jeweiligen Schuldirektoren an und erkläre: Ihre Mutter liegt im Koma, ihr Vater ist verhaftet, vielleicht könnten Sie die Hausaufgabenstunde unterbrechen und ihnen vorschlagen, ihre Reisetasche zu packen? Und erzähle ich ihnen gleich ganz offen, wie schrecklich alles tatsächlich ist – reiße ich die Kinder mitten aus ihrem Tagesablauf, um ihnen zu sagen, dass das Leben, das sie kannten, vorüber ist?

Das Mädchen erreiche ich zuerst. »Ashley«, sage ich.

»Ist was mit Tessie?«, fragt sie, ehe ich weiterreden kann.

»Mit deinen Eltern«, sage ich stockend.

»Scheidung?« Sie bricht in Tränen aus, bevor ich mehr sage, und ein anderes Mädchen nimmt ihr ruhig den Hörer ab.

»Ashley ist im Augenblick nicht zu sprechen.«

Zu dem Jungen sage ich: »Dein Vater ist verrückt geworden. Vielleicht solltest du nach Hause kommen, vielleicht willst du auch nicht nach Hause kommen, vielleicht willst du nie wieder nach Hause kommen. Ich weiß noch, wie deine Eltern das Haus gekauft haben; ich habe Sachen für sie ausgesucht.«

»Ich glaube, ich verstehe nicht ganz.«

»Deine Mutter hatte einen Unfall«, sage ich und überlege, ob ich ihm erzählen soll, wie schlimm es wirklich ist.

»War es Dad?«, fragt er.

Die direkte Frage erwischt mich kalt. »Ja«, antworte ich. »Dein Vater hat deine Mutter mit einer Lampe geschlagen. Ich habe ver-

sucht, es deiner Schwester zu sagen, bin aber nicht weit gekommen.«

»Ich rufe sie an«, sagt er. Ich bin dankbar, dass ich das nicht noch mal auf mich nehmen muss.

Ich stehe in einem von abgestandenem, kaltem Neonlicht erfüllten leeren Korridor. Ein Mann im weißen Kittel kommt auf mich zu; er lächelt. Ich stelle ihn mir als bösen Zauberer vor, der seinen weißen Kittel abwirft und darunter eine Richterrobe enthüllt. Wusste Ihr Bruder womöglich, dass Sie seine Frau poppen, und hat er sich deshalb vom Krankenbett nach Hause geschleppt?

»Ich werde meine Äußerungen von nun an einschränken. Mir geht es bei der ganzen Sache schon schlimm genug«, sage ich laut im Korridor, obwohl niemand zuhört.

Ich gehe ins Familienwartzimmer. Wieder wähle ich eine Nummer. »George hat Jane mit einer Lampe geschlagen«, sage ich zu Janes Mutter.

»Das ist ja schrecklich«, sagt sie, ohne die Tragweite meiner Nachricht zu begreifen. »Wann ist das denn passiert?«

»Gestern Nacht. Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Sicher«, sagt sie, klingt aber etwas vage.

Im Hintergrund höre ich ihn fragen: »Wer ist denn dran?«

»Der Bruder des Mannes deiner Tochter«, sagt sie. »Jane ist irgendwas zugestoßen.«

»Was ist Jane zugestoßen?«, fragt er, als er den Hörer genommen hat.

»George hat ihr eine Lampe auf den Kopf geschlagen.«

»Wird sie Anzeige erstatten?«

»Wahrscheinlich wird sie sterben.«

»Mit so etwas macht man keine Witze.«

»Ich mache keine Witze.«

»Verdammter Scheißkerl«, sagt er.

Ich will nach Hause. Ich will mein Leben wiederhaben. Ich hatte doch ein eigenes Leben, oder? Was ist bloß passiert? Ich habe

meinen Terminkalender nicht dabei, aber es muss doch irgendwas sein, ein Zahnarzttermin, ein Abendessen mit Freunden, eine Fakultätssitzung. Welcher Tag ist heute? Ich schaue auf die Uhr. In fünf Minuten habe ich ein Seminar. Fünfundzwanzig Studierende werden in den Seminarraum marschieren und sich nervös hinsetzen, weil sie wissen, sie sind nicht vorbereitet, sie haben den Stoff nicht gelesen. Das Seminar heißt »Nixon: Der Geist in der Maschine« und ist eine genaue Erforschung des Unerforschten. Wie die Idioten sitzen sie da und warten darauf, dass ich ihnen sage, was alles bedeutet, dass ich ihnen die Bildung mit dem Löffel verabreiche. Und während sie da so stumpf hocken, formulieren sie Briefe an den Dekan; einer hat sich beschwert, dass er im Seminar aufgefordert wurde, etwas zu schreiben, ein anderer hat die Kosten jeder einzelnen der zweiundzwanzig Sitzungen ausgerechnet und eine Liste all der Dinge erstellt, die er für so viel oder weniger Geld hätte kaufen können.

Ich muss noch auf Dollar und Cent ausrechnen, wie viel mich der Stress kostet, dass sie mich zwei Mal die Woche neunzig Minuten lang mit leerem Blick anstarren und dann zu meiner Sprechstunde kommen, »Was gibt's Neues?« fragen, als wären wir alte Freunde, sich hinsetzen, als gehöre ihnen das Büro, und mir erzählen, sie fänden »keinen richtigen Ansatz«. Und ehe sie gehen, soll ich ihnen den Kopf tätscheln und sagen, dass sie gute Menschen sind, einfach so, ohne Grund. Sie haben so eine Art lässiger Anspruchshaltung, für die ich, als ich jung war, eine Predigt wegen schlechter Einstellung und eine Woche Hausarrest bekommen hätte.

In all den Jahren habe ich nie gefehlt, ich musste nur zwei Mal eine Sitzung verlegen, einmal wegen einer Wurzelkanalbehandlung, einmal wegen der Gallenblase.

Ich rufe die Universität an, meinen Fachbereich, das Dekanat des Colleges, zu dem ich gehöre – überall Anrufbeantworter. Ich kann keinen echten Menschen auftreiben, mit dem ich reden könnte. Was passiert, wenn ich nicht komme, wie lange werden

sie dort sitzen bleiben? Ich rufe beim Sicherheitsdienst der Uni an. »Hier spricht Professor Silver. Ich muss einen Notfall melden.«

»Brauchen Sie einen Notarzt?«

»Ich bin schon im Krankenhaus, aber ich müsste in zwei Minuten ein Seminar halten; könnte jemand hingehen und eine Mitteilung für die Studierenden an die Tür hängen, dass die Sitzung ausfällt?«

»Einer von unseren Leuten, ein Wachmann?«

»Ja.«

»Das gehört nicht zu unseren Aufgaben.«

Ich versuche eine andere Taktik. »Aber natürlich gehört das zu Ihrem Aufgabenbereich. Wenn niemand auftaucht, wenn keine Autorität die Sache in die Hand nimmt, könnte es Unruhen geben. Es ist ein Politikseminar, und Sie wissen ja, was das heißt – da werden radikale Gedanken freigesetzt, die Studenten fühlen sich mächtig, glauben Sie mir.«

»Was sollte denn auf der Mitteilung stehen?«

»Professor Silver hatte einen Notfall in der Familie und kann nicht zum Seminar erscheinen. Es tut ihm leid, er wird die Stunde nachholen.«

»Na gut, und welches Gebäude, welcher Raum?«

»Könnten Sie das für mich nachschauen? Ich kann mir Namen und Zahlen nie merken.«

»Moment mal«, sagt er. »Silver, heute ist gar kein Seminar. Sie gehören doch zur geisteswissenschaftlichen Fakultät, die hat heute frei. Strandparty ...«

»Oh«, sage ich. »Habe ich vergessen. Schlicht vergessen. Vielen Dank.«

Ich hatte ein Leben. Ich habe Sachen gemacht.

Später treffe ich den Anwalt im Haus. Er kommt mit einem Wagen, seine Leute mit einem zweiten. Sie schleppen schwere Kisten und erinnern mich an Kammerjäger.

»Treppe hoch, dann rechts.« Ich schicke sie nach oben.

»Scheiße, was ist denn hier passiert?«

»Wie meinen Sie das?«

»Was ist denn das für ein Saustall?«

»Sie haben mir doch gesagt, ich soll nichts anrühren«, schreie ich die Treppe hinauf.

»Es stinkt beschissen.«

Tessie folgt mir nach oben. Auf halber Treppe trifft mich der Gestank.

»Verfluchte Scheiße«, sagt der Anwalt.

Der Hund schaut schuldbewusst.

Tessie, allein zu Haus, hat so eine Art Grundreinigung vorgenommen: Sie hat Janes Blut vom Boden geleckt, blutige rosa Spuren auf dem Boden verteilt, und hatte dann Durchfall auf dem Bett.

Sie sieht mich an, als wollte sie sagen: »Es war echt wie im Irrenhaus hier. Da musste ja irgendwas passieren.«

»Ist schon gut, Mädchen«, sage ich, gehe nach unten und hole eine Packung Müllsäcke. Die Hündin hat mir einen Gefallen getan. Egal, welche Beweise noch an den Laken hingen, jetzt sind sie vernichtet. Ich stopfe das Bettzeug in zwei Müllsäcke, öffne die Fenster und sprühe eine Dose Lysol leer.

Die Mülltonne ist schon geleert worden. Der Anwalt und seine Leute gehen wieder. »Die Situation ist nicht befriedigend«, sagt einer der Männer am Ausgang zu einem anderen.

»Was du nicht sagst, Sherlock.«

Ich stehe in der Küche und denke wie besessen über das Bettzeug nach: Reicht es, sie in den Müll zu werfen? Würde es Verdacht erregen, wenn ich sie zur Müllkippe brächte? Was würde passieren, wenn ich sie verbrennen wollte? Würde die Scheiße meilenweit Rauchsignale senden?

Ich rufe einen Matratzenschnelldienst an. »Wie schnell kann ich eine neue Matratze bekommen?«

»Wohin denn?«

»64 Sycamore.«

»Und was brauchen Sie? Haben Sie irgendwas Bestimmtes im Sinn: von Serta oder Simmons, Schaum, Kopfkeil?«

»Ich bin für jeden Vorschlag offen, Größe eins neunzig mal zwei Meter, weich, aber nicht zu weich, fest, aber nicht zu fest, gerade richtig.«

»Da müssen Sie mit zwei acht rechnen – für Matratze und Lattenrost.«

»Das klingt aber viel.«

»Ich kann Ihnen zweitausendsechshundertfünfzig anbieten, inklusive Lieferung, und wenn Sie unseren Matratzenbezug nehmen, kriegen Sie zehn Jahre Garantie. Kostet eigentlich hundertfünfundzwanzig, ich kann ihn für hundert anbieten.«

»Und nehmen Sie die alte mit?«

»Ja.«

»Auch wenn sie Flecken hat?«

»Die haben alle Flecken.«

»Wann?«

»Moment.«

Ich ziehe Janes Kreditkarte aus der Tasche.

»Zwischen sechs und zehn heute Abend.«

Ich hole mir einen Eimer heißes Wasser, eine Scheuerbürste, eine Rolle Küchenpapier, Putzmittel, Scheuermilch, eine Flasche Essigreiniger und Janes Gummihandschuhe von Thanksgiving. Als ich die Handschuhe überziehe, weine ich.

Ich schrubbe auf Händen und Knien. Das Blut ist dunkel und blättrig getrocknet. Wird es nass, weicht es zu einem strudelnden Rosa auf und breitet sich im Küchenpapier aus wie Rote-Bete-Saft. Ich schneide mir mit einem Splitter in den Finger, mit einer Porzellanscherbe, die meine Haut durchbohrt, und mein Blut vermischt sich mit dem anderen Schmutz. Später verschließe ich die Wunde mit Sekundenkleber. Beim Arbeiten habe ich das Gefühl, beobachtet, ausspioniert zu werden. Ich spüre, wie etwas an mir vorbeistreicht, mein Bein streift. Als ich mich umdrehe, segelt etwas im Sprung über meinen Körper. Ich wirble herum, rutsche auf dem nassen Boden aus und lande auf dem Hintern. Eine Katze sitzt auf dem An-

kleidetisch und starrt mich an, ihr Schwanz zuckt hin und her.

»Scheißvieh«, sage ich. »Hast du mich erschreckt.«

Die Katze zwinkert und schaut mich an, die glühend grünen Augen strahlen wie Smaragde.

Aus alter Gewohnheit höre ich erst auf, als alles geschafft ist, als das blutige Wasser aus dem Eimer geleert und die Lappen weggeworfen sind. Ich arbeite, dann schaue ich, was es zum Abendessen gibt. Ich stehe in der offenen Kühlschrankschranktür und nasche von den Resten dessen, was wir gestern Abend gegessen haben. Ich nehme wahllos hier und dort einen Bissen und denke an Jane, an unseren abendlichen Imbiss, an unser Liebespiel. Ich fülle einen Teller und lege mich damit aufs Sofa, vor den Fernseher.

Das Echo von Schüssen weckt mich. Ich komme zu mir und denke, George ist wieder entlaufen und kommt, mich zu töten.

Bamm. Bamm. Bamm.

Hämmern an der Tür.

Tessie bellt.

Die Matratze ist da.

»Das Schöne ist, Matratzen sind nicht zerbrechlich«, sagt einer der Männer, als sie das Ding die Treppe hochwuchten. »Früher habe ich Plasmafernseher ausgeliefert – ein Albtraum.«

Sie nehmen die alte Matratze mit dem Sprungfederkasten kommentarlos mit.

Als sie das Haus verlassen, flammt im Vorgarten ein Blitz auf.

»Was ist ...« Blitz, blitz-blitz.

Einer der Männer lässt sein Ende der abreisenden Matratze fallen und stürzt sich ins Dunkel. Ich höre Gerangel aus den Büschen. Der Matratzenmann kehrt zurück und hat eine teure Kamera in der Hand.

»Geben Sie mir die Kamera«, sagt ein Fremder, der sich aus dem Blumenbeet hochstemmt.

»Wer sind Sie?«, frage ich.

»Das ist meine Kamera«, sagt der Fremde.

»Jetzt nicht mehr«, sagt der Matratzenmann und schleudert sie in Richtung Straße.

Ich muss nach Hause. Es ist fast elf Uhr abends. Ich schließe ab, bringe Tessie zum Auto, schiebe sie hinein und fahre Richtung Highway. Tessie zittert.

»Keine Spritzen«, sage ich. »Kein Tierarzt. Wir fahren in die Stadt, Tessie.«

Der Hund stößt giftige Gase aus. Ich halte am Straßenrand, und Tessie entlädt sich am Straßenrand.

»Eine gute Reise gehabt?«, fragt der Nachtportier. Ich antworte nicht. »Ihre Post, Ihre Pakete«, sagt er und lädt mir die Arme voll, »und Ihre Wäsche.« Er hängt mir die Bügel an den gekrümmten Finger.

»Vielen Dank.«

Er sagt nichts zu dem Hund, dessen Leine ich mir ums Handgelenk gewickelt habe.

Die Wohnung hat einen bestimmten Geruch, vertraut und zugleich abgestanden. Wie lange war ich weg? Es kommt mir vor, als sei die Zeit eingefroren, nicht bloß die paar Tage, die ich weg war, sondern womöglich das ganze Jahrzehnt davor. Was einmal modern und kultiviert war, wirkt jetzt wie die Kulisse eines historischen Stücks, Edward Albee um 1983. Das kaum benutzte Telefon ist ein Modell Trimline mit Wahltasten im Hörer. Die Sofaarmlehnen sind abgeschabt. Der Teppichflor ist an bestimmten Stellen ausgetreten, ein Trampelpfad von Zimmer zu Zimmer. Die Zeitschriftenstapel sind bis zu achtzehn Monate alt.

Dennoch bin ich dankbar, an einem Ort zu sein, wo alles vertraut ist, wo ich auch blind noch den Weg finden würde. Ich sinke hinein, möchte mich darin wälzen, ich möchte, dass nichts von dem, was geschehen ist, wahr ist.

Die Orchidee blüht immer noch. Ich gieße sie, und als würde ich einen Zeitrafferfilm sehen, fallen in Stundenfrist die Blütenblätter ab, wie plötzlich befreit stürzen sie sich in den sicheren

Tod auf die Anrichte darunter. Am nächsten Morgen ist nur noch der nackte Stängel übrig.

Aus dem Kühlschrank sickert der geronnene Geruch von saurer Milch, daneben eine halbe vertrocknete Grapefruit, ein Glas alterslose Erdnussbutter, dunkles Brot mit weißlich-pelzigen Ecken, alter Milchreis im Plastikbehälter vom Feinkostladen, dem in der Mitte ein grünes Auge wächst. In rasender Hektik reiße ich alle Schränke auf und werfe weg, was das Verfallsdatum überschritten hat. Ich frage mich, ob es wohl alle so machen – Gläser hier, Geschirr dort, trockene Lebensmittel und Dosen zusammen? Wo lernt man, die Dinge so zu gruppieren? Ich bringe den Müll zum Ende des Korridors und bestelle etwas Chinesisches. Der Mann erkennt meine Telefonnummer und sagt: »Heute Sie rufen spät an, lange nicht gesehen; scharf-saure Suppe, gebratener Reis mit Huhn, Schweinefleisch Mu Shu?«

In der Wartezeit nehme ich den Fahrstuhl in den Keller, schließe den Lagerschrank auf und zerre einen riesigen, uralten blauen Koffer heraus. Oben klappe ich ihn auf dem Bett auf und mache ihn voll. Ich weiß nicht genau, was ich eigentlich vorhabe, also packe ich, als wollte ich mich selbst komprimieren und reduzieren. Ich nehme an, wenn Claire zurückkehrt, werde ich hier nicht mehr willkommen sein. Ich öffne die Kommoden, den Kleiderschrank, das Medizinschränkchen und bin beeindruckt, wie nonchalant die Dinge koexistieren, wie sie ohne Spannungen und Verurteilungen nebeneinanderhängen und -liegen. Ihre Zahnseide, Zahnbürste, Enthaarungscreme, Mascara, mein Mundwasser, Nasenspray, Nagelknipser. Alles intim und menschlich, alles zwischen ihr und ihm aufgeteilt – es gibt kaum Überschneidungen.

Wir haben spät geheiratet; Claire war schon einmal kurz verheiratet gewesen. Es dauerte zwei Jahre, bis ich sie meinen Eltern vorstellte. Als Erstes erzählte sie ihnen: »Es war eine ganz kleine Hochzeitsfeier, bloß ein paar Freunde.«

»Wieso hast du sie so lange vor uns versteckt?«, fragte meine Mutter. »Sie ist schön, sie hat einen guten Job. Hast du gedacht, wir hätten was dagegen?«

Meine Mutter griff nach ihrer Hand. »Wir hatten schon gedacht, mit dir stimmt irgendwas nicht – dass er dich aus irgendeinem Grund nicht mitbringt, weil du eine Hasenscharte hast oder einen Penis oder so was«, sagte sie und zog dabei die Augenbrauen hoch, als wollte sie fragen: Und? Was ist es?

Was nehme ich mit? Was in den Koffer kommt, folgt keiner Logik – ein paar Fotos, Nippes aus meiner Kindheit, ein paar Anzüge, Schuhe, die Stofftasche mit der aktuellsten Version meines unvollendeten Manuskripts über Nixon, die kleine schwarze Uhr von ihrer Bettseite. Ich will nicht viel, ich will nichts Offensichtliches – man soll mir nicht vorwerfen, dass ich das sinkende Schiff verlasse.

Weit nach Mitternacht klingelt es an der Tür. Ich gebe dem Lieferanten reichlich Trinkgeld und setze mich an den Tisch, esse direkt aus den Kartons, so als hätte ich seit Tagen nichts bekommen. Der Geschmack ist verblüffend, scharf, würzig, die Konsistenz ist herrlich, von den schleimigen Mu-Err-Pilzen über den Tofu bis zu den festen Schweinefleischwürfeln. Ich schmiere Pflaumensoße auf die Pfannkuchen und schütte über alles Sojasoße – die Extraladung Natriumglutamat haucht mir neues Leben ein.

Tessie sitzt geduldig zu meinen Füßen. Ich gebe ihr eine Schüssel weißen Reis ohne alles – die Stärke wird ihrem Magen guttun. Sie isst hastig. Ich gebe ihr mehr, und wieder fängt sie an, Giftgase auszustoßen.

Ich überlege, ob ich es im Computer nachschlagen sollte, ob ich »nachteilige Auswirkungen des Blutverzehrs« googeln sollte, aber ich möchte keine elektronischen Spuren meines Besuchs hinterlassen.

»Tessie, wie alt bist du? Bist du zwölf? Das heißt, in Menschen-

jahren übertragen bist du über hundert – da könnte dir Willard Scott mal gratulieren. Was war das für eine Katze? Kennst du die irgendwoher? Ihre Anwesenheit schien dir jedenfalls nichts auszumachen.« Ich fahre fort: »Weißt du, was ich denke? Wir bleiben heute Nacht hier, und morgen früh fahren wir zurück, im hellen Tageslicht.«

Ich rede mit einem Hund.

Ich rufe Claire in China an, weil ich es noch ein letztes Mal probieren will.

»Ich sitze in einem Meeting«, sagt sie.

»Wir können uns auch später unterhalten.«

»Hat sich Jane erholt?«

»Sie hängt an einem Beatmungsgerät.«

»Bin ich froh, dass es ihr besser geht«, sagt Claire.

Der Satzrhythmus klingt gleich; der Rest ist bei der Übersetzung verloren gegangen.

Im Bett ziehe ich mir ein Kissen von ihrer Seite herüber, drücke es an die Brust, vermisse sie irgendwie aus Gewohnheit; Claire, die hinter mir steht, während ich die Haushaltsausgaben aufrechne, die darauf besteht, dass wir sowohl getrennte Konten als auch ein gemeinsames haben. Claire im Bad, die mit einem an der Tankstelle gestohlenen Abzieher die Tropfen von der Duschtür wischt, Claire in der Küche, die ein Glas Wasser aus dem Hahn trinkt, es dann abwäscht, abtrocknet und wegstellt. Claire, bei der nichts am falschen Ort herumsteht, die nichts dem Zufall überlässt, immer bei der Sache ist. Was ich so an ihr mochte, wurde natürlich zum Problem – sie war nicht da. Sie verlangte sehr wenig von mir. Und das hieß, sie war nie da und gab auch nur sehr wenig zurück.

Tessie läuft umher und wirkt verwirrt. Ich hole ein Handtuch aus dem Badezimmer und mache ihr ein Lager neben dem Bett. Sie ist eine alte Setterhündin, als Welpen gekauft, zu einer Zeit, als noch Hoffnung und Versprechen in der Luft lagen, als es noch aussah, als könne alles gut werden.

Wir schlafen.

Sie geht auf mich los, schlägt mich mit einem Kissen. »Raus aus meinem Haus, raus aus meinem Haus«, wiederholt sie. Ein Mann im Anzug steht hinter ihr. »Das reicht erst mal. Wir nehmen ihn uns später noch mal vor«, sagt er. Ich haste zur Tür; da steht ein Mann und wechselt die Wäsche im Trockner.

Ich wache auf. Wer war das – war es Claire oder war es Jane?

Der Hund will nach draußen. Der Hund will Frühstück. Der Hund will nach Hause.

Die Kinder kommen, alles ist arrangiert worden, Autos wurden gemietet, sie nach Hause zu bringen. Es gab Telefonate hinter ihrem Rücken.

»Was ist mit den Kindern? Wo sollen die Kinder hin?«, fragen Janes Eltern bei einer Telefonkonferenz.

Ich mag die Kinder nicht, denke ich im Stillen, schweige aber.

»Sie können zu mir«, sagt Janes Schwester Susan. »Wir haben ein freies Zimmer.«

»Ein Arbeitszimmer«, sagt Susans Mann.

»Es steht ein Bett drin«, sagt Susan.

Sie haben Zwillinge, die man anleinen muss, weil sie ständig Ärger suchen. Ich muss an Susans kleine Terroristen denken, die ständig in Bewegung sind, oft auf irgendwelche Abgründe zurennen. Ich stelle mir vor, wie Susan und ihr Mann mit den Kindern in den Urlaub fahren und am Strand Wettkämpfe veranstalten: Sie lassen die Zwillinge frei, und wer als Erster einen wieder einfängt, gewinnt.

»Sie haben einen Hund«, sage ich.

»Du bist allergisch«, erinnert die Mutter Susan.

»Also, für meine Eltern ist das zu viel«, sagt Susan. »Zwei psychisch gestörte Teenager.«

Für die Kinder wäre das auch zu viel. Sie würden verrückt, wenn die Großeltern sie herumkommandierten, die den größten Teil des Tages mit Debatten über die Verlässlichkeit ihrer Ver-

dauung zubringen und mit der Frage, ob sie mehr Trockenpflaumensaft trinken sollten oder nicht.

Ich ignoriere die Anspielung auf psychische Störungen – sie sind nicht mehr oder weniger gestört als wir alle.

»Die Kinder brauchen ihr eigenes Zuhause«, sage ich.

»Wir haben unser Leben«, sagt Susan. »Wir können das nicht alles aufgeben, und außerdem mag ich das Haus überhaupt nicht, habe ich noch nie gemocht.«

»Es geht doch nicht um das Haus«, sage ich.

Beim Reden gehe ich die Treppe hoch ins Elternschlafzimmer. Das Bett habe ich schon gemacht und die zur Tatwaffe passende Lampe von Georges Seite in den Wandschrank geräumt. Alles sieht so normal aus, wie es nur geht. Ich hole eine Zimmerpflanze von der Küchenfensterbank und stelle sie auf Janes Nachttisch.

Nathaniel kommt als Erster nach Hause; der Wagen rollt in die Einfahrt, er steigt aus und schleift eine riesige Reisetasche hinter sich her.

Mit einer Hand an Tessies Halsband halte ich die Küchentür auf. Der Hund ist erleichtert, den Jungen zu sehen.

»Hi«, sage ich.

Er antwortet nicht. Er stellt die Tasche ab und redet mit dem Hund. »Was ist denn hier los, Tessie?«, fragt er und kraut ihr die Ohren. »Was soll das, Mädchen? Das ist doch Wahnsinn!«

Er wendet sich an mich. »Darf ich ihr einen Hundekuchen geben?«

»Klar.« Ich hatte nicht damit gerechnet, gefragt zu werden. »Gib ihr einen oder auch zwei. Hast du Hunger? Willst du ein Sandwich?«

Ohne die Antwort abzuwarten, hole ich Zutaten aus dem Kühlschrank und staple sie auf den Tisch: Brot, Käse, Putenaufschnitt, Senf, Mayonnaise, Tomaten, saure Gurken, all die Sachen, von denen Jane und ich in der letzten Woche gegessen

haben. Ich hole ihm einen Teller, Messer und Gabel, eine Serviette.

»Isst du gar nichts?«, fragt er, als er sein Sandwich belegt hat und zubeißen will.

»Ich habe keinen Hunger.«

»Haben wir noch Vanillebräuse?«, fragt er. Komisch, in so einem Augenblick nach so etwas Speziellem zu fragen. Ich durchsuche den Kühlschrank und finde ganz unten, ganz hinten ein Sechserpack Dr. Brown's. Ich nehme zwei Dosen heraus.

Als Ashley kommt, hat sie lediglich einen kleinen Rollkoffer mit »My Little Pony« darauf dabei – eindeutig ein Überbleibsel aus ihrer Kindheit.

Sie sinkt sofort auf die Knie und begrüßt den Hund. »Tessie«, sagt sie. »Oh, Tessie.«

»Möchtest du ein Sandwich?«

»Ein Glas Milch«, sagt sie.

Ich schenke ihr eins ein.

Sie nimmt einen Schluck. »Ist auf der Kippe«, sagt sie.

Ich nicke.

»Die Milch, die wird schlecht«, sagt sie.

»Ach so«, sage ich. »Wir kaufen frische.«

Schweigen.

»Kommt Dad nach Hause?«, fragt Ashley, und ich weiß nicht recht, was ich sagen soll.

»Nein«, probiere ich.

»Wo ist unser Auto?«, fragt Nate.

»Ich weiß nicht, ob eure Mutter das schon erwähnt hat, aber die ganze Sache hat ja angefangen, weil euer Vater einen Autounfall hatte. Der Wagen ist in der Werkstatt, aber ich habe meinen hier. Wollt ihr ins Krankenhaus?«

Die Kinder nicken. Sie sind noch nicht oben gewesen. Sie haben bisher bloß den Hund gestreichelt.

Als wir gehen, durchzuckt mich eine Kindheitserinnerung, mein Onkel Leon, der mich aus der Haustür stößt, seine Finger-

knöchel, die sich in meinen Rücken bohren, meine Knochen, auf die seine Finger großen Eindruck machen, Furcht und Abhängigkeit. Es tut immer noch weh.

Ich halte den Kindern die Tür auf. »Lasst euch Zeit«, sage ich.

Als wir beim Krankenhaus aussteigen und über den Parkplatz gehen, schiebt Ashley ihre Hand in meine.

»Was erwartet uns?«, fragt Nate.

»Eure Mutter ist auf der Intensivstation, da ist es sehr hell. Sie hängt an vielen Maschinen; eine davon hilft ihr beim Atmen, sie hat eine Kanüle im Arm, durch die sie Medikamente und Nahrung erhält. Ihr Kopf ist von der Operation noch bandagiert, und sie sieht ein bisschen wie ein Waschbär aus – sie hat zwei dunkelblaue Augen.«

»Mein Vater hat sie auf die Augen geschlagen?«, fragt Nathaniel.

»Das sind Blutergüsse von der Operation.«

Im Fahrstuhl umklammert Ashley meine Hand so fest, dass es wehtut; sie drückt weiter den ganzen Flur entlang bis in die Intensivstation.

Janes Mutter bricht in Tränen aus, als die Kinder hereinkommen.

»Hör auf, du machst ihnen Angst«, sagt ihr Mann.

»Zu viele Leute, zu viele, zu viele«, sagt die Schwester und scheucht welche hinaus.

Die Kinder bleiben mit ihrer Mutter allein.

Janes Eltern stehen im Korridor und starren mich wütend an. »Verdammt Scheißkerl«, sagt der Vater. »Komm, gehen wir einen Kaffee trinken«, sagt er zu seiner Frau.

Ich drücke mich ans Glas. Ashley nimmt die Hand ihrer Mutter. Ich stelle sie mir warm vor, obwohl sie schlaff ist; sie reibt sich damit über Wange und Gesicht, streichelt sich selbst, erweist sich selbst die Zärtlichkeit ihrer Mutter. Nathaniel steht neben ihr, weint, verkneift sich dann das Weinen. Etwas später, als Ashley den Kopf auf den Bauch ihrer Mutter gelegt hat, schaut sie lächelnd auf und zeigt auf den Magen. »Er hat geblubbert«, sagt sie

durch die Scheibe, als wäre ein Blubbern ein Anzeichen der Besserung.

Als die Krankenschwester irgendwas mit Jane machen muss, gehe ich mit den Kindern in die Cafeteria.

»Was passiert jetzt?«, fragt Nathaniel bei seinem zweiten Mittagessen.

»Ihr solltet so viel Zeit wie möglich mit eurer Mutter verbringen, wie ihr wollt, solltet sie spüren lassen, wie sehr ihr sie liebt, und wissen, wie sehr sie euch liebt.«

Als Ashley auf die Toilette geht, beugt Nathaniel sich zu mir herüber.

»Hast du mit meiner Mutter gefickt?«

Ich antworte nicht.

»Sie stand auf dich; sie hat meinen Vater immer damit aufgezo- gen, dass sie von dir geredet hat.«

Wieder sage ich nichts.

»Wo ist Dad?«, fragt Ashley, als sie zurückkommt.

»Er ist hier.«

»In diesem Krankenhaus?«, fragt Nate.

Ich nicke. »Wollt ihr ihn sehen?«

»Sollten wir ihn sehen?«, fragt Ashley.

»Das liegt ganz bei euch.«

»Ich muss glauben, dass er tot ist«, sagt Nate. »Nur so kann ich mir das Ganze erklären. Er hat das getan und dann die Waffe gegen sich selbst gerichtet.«

»Es war keine Schusswaffe im Spiel«, sage ich.

»Du weißt schon, was ich meine. Wieso hast du ihn nicht gehindert, wieso hast du ihn nicht umgebracht?«, fragt Nate.

Wieso nicht?

Ich kenne die Wege des Krankenhauses schon viel zu gut und führe die Kinder zur Notaufnahme. George ist weit hinten in einem Flur geparkt, hängt festgebunden auf einem Stuhl, als würde er schon seit Tagen schlafen, sein Gesicht von Bartstoppeln aufgeraut.

»Entweder wir sedieren ihn, oder er ist unkontrollierbar«, sagt die Krankenschwester, als sie mich sieht.

»Das sind seine Kinder«, sage ich, »Ashley und Nathaniel.«

»Er hat zum Mittag gut gegessen, wir warten jetzt auf seine Disposition«, sagt die Krankenschwester ein klein wenig fröhlicher.

»Ist das so was wie seine Stimmung?«, fragt Ashley.

»Das ist der Papierkram, der uns sagt, wohin er von hier aus verlegt wird«, erklärt die Schwester.

George schlägt die Augen auf.

»Die Kinder sind da«, sage ich.

»Hi, Dad«, sagt Ashley. Nathaniel sagt nichts.

»Tut mir leid«, sagt George.

Es folgt unbehagliches Schweigen. Wir starren alle zu Boden, auf die Muster des Linoleums.

»George, eins wollte ich dich fragen: Da ist so eine Katze, die immer an der Küchentür kratzt, grau mit grünen Augen und weißer Schwanzspitze. Sie ist schon ein paarmal im Haus gewesen. Und es sieht so aus, als würde sie sonst niemand füttern, darum habe ich ihr Trockenfutter gekauft.«

»Das ist Muffin«, sagt George. »Unsere Katze.«

»Seit wann habt ihr eine Katze?«

»Seit Jahren. Ihr Katzenklo steht im Gästebad – du solltest es mal ausleeren.«

»Sie mag gern Dosenfutter«, sagt Ashley leise.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fragt Nathaniel seinen Vater.

»Keine Ahnung«, antwortet George. »Welchen Tag haben wir heute?«

Wir gehen zurück auf die Intensivstation. Der Arzt ist da. »Vom Eingriff an sich erholt sie sich ganz gut«, sagt er.

»Natürlich, sie ist ein braves Mädchen«, sagt ihr Vater.

»Aber es gibt immer noch kein Zeichen von Aktivität. Haben Sie schon über Organspenden nachgedacht?«, fragt der Arzt.

»Würde ihr das denn helfen? Eine Organspende?«, fragt Janes Vater.

»Er meint, ob Mom Organe spenden soll«, erklärt Nate.

»Muss man dafür nicht tot sein?«, fragt ihre Mutter.

»Behalten Sie es im Hinterkopf. Bald wissen wir mehr«, sagt der Arzt.

»Wir können hierbleiben, wenn ihr wollt, oder wir fahren nach Hause und kommen nach dem Abendessen wieder«, sage ich zu den Kindern.

»Machen wir mal eine Pause«, sagt Ashley.

Ich fahre mit ihnen zur Mall. »Geht ihr hier öfter hin? Macht ihr so etwas mit eurer Mutter?« Ich kaufe ihnen Turnschuhe und Joghurteis. Das Einkaufszentrum ist unangenehm leer; es ist mitten in der Woche, niemand da.

»Warum bist du so nett?«, fragt Nathaniel.

Ich antworte nicht.

»Das ist Scheiße. Alles Scheiße«, sagt er. Als wir wieder im Auto sitzen, fragt Nate: »Kannst du mit mir eine Runde fahren?«

»Wohin?«

»Ich will hier weg.«

»Hast du ein Fahrrad? Vielleicht können wir zusammen eine Runde drehen, wenn wir nach Hause kommen. Warm genug ist es jedenfalls.«

»Ich will keine Runde drehen«, sagt er. »Ich will, dass du mit mir eine Runde fährst.« Pause. »Ich habe Tabletten genommen.«

»Was meinst du mit Tabletten?«

»Nicht allzu viele, aber genug.«

»Genug, um dich umzubringen?«

»Nein, um mich zu beruhigen. Ich bin ein Nervenbündel.«

»Wo hast du sie denn her?«

»Aus dem Medizinschrank zu Hause.«

»Woher wusstest du, welche du nehmen musst?«

Nate starrt mich an, als wollte er sagen: Ich bin zwar dumm, aber nicht blöd.

»Okay, wo willst du also hin?«, frage ich.

»Freizeitpark.«

»Du machst Witze, oder?«

Anscheinend nicht.

Auf Nates Drängen rufe ich im Freizeitpark an und erfahre, dass sie wegen des ungewöhnlich warmen Winterwetters tatsächlich geöffnet haben. »Der Besitzer meinte, es sei besser, die Leute in Arbeit zu halten und nur an Schneetagen zu schließen, was wir aber bisher noch nicht mussten«, sagt der Mann. Nate fährt mit einer Bahn nach der anderen – Achterbahn, Zipper, Bungee Rocket, Tower of Terror und Gravitron, das sich so schnell dreht, dass er mit einem Gesichtsausdruck an die Seitenwand gepresst wird, als stecke er im Windkanal.

»Findest du das eigenartig?«, fragt er, als wir zum nächsten Fahrbetrieb gehen.

»Wie soll ich das beurteilen?«

»Ich habe eine Diagnose«, sagt er.

»Was heißt das?«

»Mit mir stimmt angeblich irgendwas nicht.«

»Was willst du mir sagen?«

»Glaubst du, dass es stimmt?«, fragt er.

»Glaubst du es?«, frage ich zurück.

Er zuckt die Achseln.

»Willst du auch mal mitfahren?«, frage ich Ashley, die sich mit ihren elf Jahren an meiner Hand festhält und eher wie eine Sechsjährige wirkt. Sie schüttelt den Kopf. »Wirklich nicht? Ich fahre auch.« Sie zuckt die Achseln.

»Ich vermisse den Schnee«, sagt sie und schüttelt traurig den Kopf. »Als ich klein war, hat es im Winter immer geschneit.«

»Es wird auch wieder schneien«, sage ich.

»Und wann?«, fragt sie.

»Wenn du am wenigsten damit rechnest.«

Wir lassen Nate in der Achterbahn fahren. Die Drehungen, das Schleudern durch die Luft scheint ihn zu entspannen. Ashley

sucht sich eine Art Kettenkarrussell namens Wave Swinger; es wirkt einigermaßen harmlos.

Wie die Mall ist auch der Freizeitpark leer. Nate und Ashley haben beide einen persönlichen Betreuer, der die Geräte bedient und wie ein automatischer Reiseführer wirkt. Sie gehen mit uns von einer Attraktion zur anderen, schalten jede an und lassen sie einmal zur Probe im Kreis fahren, ehe die Kinder einsteigen dürfen.

»Ist es nicht hart, den ganzen Tag in einem leeren Freizeitpark zu verbringen?«, frage ich einen von ihnen.

»Besser als zu Hause bei meiner Frau zu hocken«, sagt der Mann und hebt die Schultern, als sei ich der Idiot.

»Meine Mutter ist im Krankenhaus«, sagt Ashley zu ihrem Betreuer, als der das Kettenkarussell anschaltet. »Wir wurden aus der Schule nach Hause geholt. Unser Vater hat sie auf den Kopf geschlagen.«

»Uff«, sagt der Karussellfahrer, und es klingt ein bisschen wie »Wuff«, als würde er mehr bellen als sprechen.

Der Wave Swinger hebt sich allmählich vom Boden. Mein Sitz ist direkt vor Ashley, hängt an sieben Metern verzinkter Stahlkette. Nach ein paar eleganten Runden, die uns immer höher hinauftragen, geht es richtig los, dreht er sich immer schneller. Die Sitze schwingen weit nach außen, die Achse neigt sich, wir fliegen sehr hoch oder ganz tief. Mir wird schwindlig und schlecht, ich suche einen Punkt, auf den ich mich konzentrieren kann, etwas, was sich nicht bewegt. Ich starre die leeren Sitze vor mir an, den blauen Himmel über mir. Mein Gleichgewichtssinn kommt mir abhanden; ich habe Angst, ich könnte bewusstlos werden, irgendwie aus dem Sitz gleiten und auf den Boden stürzen.

Nate wartet auf uns, als wir runterkommen. Ich stolpere beim Aussteigen und stoße mir den Kopf an den Ketten.

Wir gehen zur Geisterbahn, springen jeder in einen eigenen Wagen, und der Zug rattert durch die Schwingtüren ins Dunkel. Drinnen ist es warm und riecht nach Sportsocken. Von oben hört man das Heulen und ohrenbetäubende Kreischen toter See-

len, Balken bersten, Geister fallen vom Himmel, stoppen Zentimeter vor unseren Gesichtern und werden wieder weggerissen. Die mechanischen Hintergrundgeräusche werden von furchtbarem Röcheln untermalt.

»Was ist das denn?«, frage ich.

»Das ist Ashley«, sagt Nate.

»Erstickst du?«, frage ich, schnalle mich ab und versuche mich umzudrehen, sie anzusehen.

»Sie weint«, sagt Nate. »So weint sie immer.«

Während um mich herum die Blitze zucken und wir bergauf in ein dunkles Schloss rasen, drehe ich mich um und versuche aus meinem Wagen in ihren zu kriechen. Plötzlich zuckt ein Stroboskoplicht, und wie in einem Marx-Brothers-Film in Zeitlupe bewege ich mich auf Händen und Knien auf dem Wagendach. Das Gespann steuert auf die geschlossene Tür zu, und kurz vor dem Aufprall fährt es eine scharfe Kurve, ich werde über Bord geworfen, knalle gegen eine Wand, versuche irgendwas zu greifen, um das Gleichgewicht zu halten und nicht auf die Stromschiene zu stürzen – falls es so etwas in der Geisterbahn gibt. Und dann bleibt alles stehen. Es ist stockdunkel. »Keine Bewegung«, sagt eine Stimme von oben. Ashley weint immer noch, schluchzt im Dunkeln. Eine Minute später ist die Geisterbahn neonhell erleuchtet; jedes Geheimnis der Nacht wird enthüllt – die lausigen Pappmascheewände, die billig zusammengeschnürten Skelette an ihren Drahtbügeln, die gelb und lila fluoreszierende Farbe überall.

»Was soll denn der Scheiß«, sagt der Bediener der Geisterbahn, der über die Schienen auf uns zukommt.

»Entschuldigung«, sage ich.

»Entschuldigung einen Scheiß«, fährt er mich an.

»Das kleine Mädchen hat geweint.«

»Alles in Ordnung, Schätzchen?«, fragt er Ashley ehrlich besorgt. »Ist jemand verletzt?«

Wir schütteln alle den Kopf. »Alles okay.«

Der Bediener schnappt sich ein Zugseil, das am vordersten Wa-

gen hängt, und zieht uns über die Gleise, bückt sich am Eingangstor, und wir knallen wieder hinaus ins Tageslicht.

»Seid ihr sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»So in Ordnung, wie es unter diesen Umständen sein kann«, sage ich. Ich gebe dem Mann zwanzig Dollar. Ich weiß nicht genau, wieso, aber ich habe das Gefühl, es ist nötig.

»Lasst uns nach Hause fahren«, sage ich zu den Kindern und schiebe sie zum Parkplatz.

»Alles war gut, bis wir in die Geisterbahn gestiegen sind«, sagt Nate.

»Ja, es war gut«, sage ich.

Zu Abend essen wir Janes Spaghettisoße aus dem Tiefkühlschrank.

»Ich liebe Moms Spaghettisoße«, sagt Ashley.

»Toll«, sage ich und mache mir Sorgen, weil nur noch zwei Behälter eingefroren sind, und die müssen ein Leben lang reichen. Ich frage mich, ob man Spaghettisoße klonen kann. Wenn wir eine Probe oder einen Abstrich von Janes Soße nehmen würden, könnte jemand mehr daraus machen?

Spaghetti und Tiefkühlbrokkoli und Vanillebrause und Fertigmuchen von Sara Lee. Man könnte fast denken, alles wäre unter Kontrolle.

Die Katze läuft vorbei und wischt mir unterm Tisch ihren Schwanz über die Knöchel. Ashley steht auf und zeigt mir den Schrank, wo vierzig Dosen Katzenfutter fein geordnet aufgestapelt sind.

»Lachs mag sie am liebsten«, sagt Ashley.

Nach dem Abendessen fahre ich die Kinder wieder ins Krankenhaus. Alles ist etwas gedämpfter; die Intensivstation wirkt gedimmt, wie ein Nachtlicht. Die große Station ist in acht Zimmer mit gläsernen Wänden unterteilt, von denen sechs belegt sind.

»Und?«, frage ich die Schwester.

Sie schüttelt den Kopf. »Nichts.«

Die Kinder besuchen ihre Mutter. Nathaniel hat ein Referat mit-

gebracht, das er für die Schule geschrieben hat. Er liest es laut vor und fragt sie dann, ob sie meint, dass noch etwas fehlt. Er wartet auf ihre Antwort. Das Beatmungsgerät spendet seinen mechanischen Atem. Nachdem er das Referat vorgelesen hat, erzählt er vom Freizeitpark; von einem Jungen aus der Schule, über den sie offensichtlich schon eine Menge weiß; dass er ausgerechnet hat, dass sein Studium, wenn er damit anfängt, wahrscheinlich fünfundsiebzigtausend Dollar im Jahr kosten wird, und wenn Ashley so weit ist, schon eher achtzig. Er sagt ihr, dass er sie liebt.

Ashley reibt ihrer Mutter die Füße ein. »Fühlt sich das gut an?«, fragt sie und verteilt die Creme über die Zehen und bis zu den Fußknöcheln. »Vielleicht kann ich morgen Nagellack mitbringen und dir die Zehennägel lackieren.«

Später gehe ich durchs Haus und schalte das Licht aus. Es ist fast Mitternacht. Ashley ist in ihrem Zimmer und spielt mit ihren alten Spielsachen; alle Puppen aus den Regalen sitzen auf dem Boden, sie selbst in der Mitte.

»Bettzeit«, sage ich.

»Eine Minute noch«, sagt sie.

Nate ist ein Zimmer weiter, im Elternschlafzimmer, schläft voll bekleidet auf dem Bett ausgestreckt. Tessie liegt neben ihm, den Kopf auf dem Kissen, ein Ersatz für Jane.

Am Morgen fährt draußen ein Lieferwagen vor. Ein Mann steigt aus und lädt sechs Kisten aus. Von drinnen beobachte ich, wie er eine nach der anderen vor die Haustür stellt. Zuerst vermute ich eine Paketbombe von den Hinterbliebenen der Familie, die George getötet hat. Aber der Mann arbeitet so methodisch, so sorgfältig, dass man gleich den Profi ganz anderer Art erkennt. Als Letztes wird die riesige Topfpflanze ausgeladen. Er stapelt alles ordentlich auf, ehe er klingelt.

Tessie bellt.

Ich öffne vorsichtig die Tür.

»Lieferung«, sagt er. »Können Sie hier den Empfang bestätigen?«

»Klar. Was ist es denn?«

»Ihr Eigentum.«

»Mein Eigentum?«

»Büromaterial«, sagt der Mann und wendet sich zum Gehen. »Woher soll ich das denn wissen? Ich bin doch bloß der Kurier. Acht Uhr morgens und schon stellen einem die Leute Fragen. Wann reicht es eigentlich mal?« Er geht zurück zum Lieferwagen und schimpft die ganze Zeit vor sich hin.

Ich schleife die Kartons ins Haus. Es ist Georges Büroausstattung.

»Hast du was bestellt?«, fragt Ashley.

»Das ist für euren Vater«, sage ich, und wir schleppen es zusammen in sein Arbeitszimmer und machen die Tür zu.

»Kann ich die Pflanze haben?«, fragt Nate.

Es wird die Entscheidung getroffen, bei Jane die lebenserhaltenden Maßnahmen einzustellen und ihre Organe zur Spende freizugeben. »Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen«, sagt ihre Mutter. »Ich habe mich entschieden und dann wieder umentschieden und dann wieder so entschieden und dann wieder so.«

»Wer sagt es den Kindern?«, fragt jemand.

»Das solltest du machen«, sagt Janes Vater und sticht mit dem Zeigefinger in meine Richtung. »Ist alles deine Sache.«

Nate und Ashley werden in ein Besprechungszimmer gebracht; sie bitten mich mitzukommen. Wir warten und warten, bis endlich ein Arzt hereinkommt. Er hat CTs und Diagramme und Tabellen dabei.

»Eure Mutter ist sehr krank«, sagt er.

Die Kinder nicken.

»Die Schädigung ihres Gehirns kann nicht repariert werden. Also werden wir mit ihrem Körper anderen Menschen helfen, deren Körper nicht mehr gesund werden kann. Versteht ihr das?«

»Daddy hat Mommy umgebracht«, sagt Ashley.

Viel mehr gibt es nicht zu sagen.

»Wann ziehen Sie den Stecker?«, fragt Nate.

Der Arzt richtet sich auf. »Wir bringen sie in den OP und werden die Organe entnehmen, die transplantiert werden können.«

»Wann?«, will Nate wissen.

»Morgen«, sagt der Arzt. »Heute werden alle Leute angerufen, denen eure Mutter helfen kann, und dann gehen sie in Krankenhäuser in ihrer Nähe, und ihre Ärzte bereiten alles vor.«

»Können wir sie sehen?«, fragt Ashley.

»Ja«, sagt der Arzt. »Ihr könnt sie heute sehen und dann noch einmal morgen früh.«

Irgendwie wurde auch die Polizei verständigt, und ein Polizist taucht mit einem Fotografen auf, sie bitten uns alle, das Zimmer zu verlassen, ziehen die Vorhänge um ihr Bett zu und fangen an zu fotografieren. Der weiße Blitz explodiert immer wieder hinter dem Vorhang und umreißt die Silhouetten des Polizisten und des Fotografen. Ich kann die Fragen nicht abschütteln: Machen sie Nahaufnahmen? Schlagen sie die Decke zurück? Wird sie nackt fotografiert? Die Lichtblitze erregen Aufmerksamkeit; die anderen Familien werfen uns komische, aber stumme Blicke zu. Schlaganfall, Herzinfarkt, Verbrennungen – MORD – wir nennen einander nur beim Leiden, nicht beim Namen.

Als die Polizisten fertig sind, gehen wir wieder hinein. Ich schaue die Bettdecke an. Wenn sie die weggezogen haben, was haben sie dann gesehen? Wie sieht eine hirntote Frau aus? Ich fürchte, ich kenne die Antwort: wie eine tote Frau.

Anwalt Rutkowsky und ich treffen uns auf dem Krankenhausparkplatz und gehen gemeinsam hinein, um mit George zu reden. »Er hat nicht ein einziges Mal gefragt, wie es ihr geht«, erzähle ich dem Anwalt.

»Gehen wir mal davon aus, dass er den Verstand verloren hat«, sagt der Anwalt.

»George«, sagen Rutkowsky und ich gleichzeitig, als die Krankenschwester den Vorhang aufzieht. George liegt ganz zusammengerollt im Bett.

»Ihre Ehefrau Jane ist für hirntot erklärt worden; die lebenserhaltenden Maßnahmen werden eingestellt, und der Tatvorwurf gegen Sie wird auf Mord hochgestuft werden oder Totschlag oder worauf wir uns sonst mit ihnen einigen können«, sagt der Anwalt. »Der Punkt ist: Wenn das passiert, setzen sich bestimmte Räder in Bewegung, und Ihre Optionen werden eingeschränkt. Ich verhandle gerade darüber, dass Sie verlegt werden, in eine Einrichtung, mit der ich früher bereits zusammengearbeitet habe. Wenn Sie dort ankommen, wird man nach einer Phase der Entgiftung hoffentlich die zugrunde liegende Psychose behandeln können. Verstehen Sie, was ich sage, begreifen Sie, in welche Richtung ich steuere?« Der Anwalt macht eine Pause.

»Sie hat meinem Bruder den Schwanz gelutscht«, sagt George.

Dann wird einige Minuten nichts weiter gesagt.

»Wie wird sie aussehen?«, fragt George, und ich weiß nicht genau, wie die Frage gemeint ist. »Na, auch egal, sie können ihr bestimmt einen schönen Hut aufsetzen.«

Die Krankenschwester sagt, sie müsse einen Augenblick mit George allein sein. Wir nehmen den Wink gern auf und gehen.

»Haben Sie eine Minute Zeit?«, fragt mich der Anwalt.

Im Foyer des Krankenhauses bittet der Anwalt mich, Platz zu nehmen. Er stellt seine riesige Aktentasche auf den kleinen Tisch neben mir und packt eine Reihe von Dokumenten aus. »Wegen des physischen und psychischen Zustands von Jane und George sind Sie jetzt gesetzlicher Vormund der beiden minderjährigen Kinder Ashley und Nathaniel. Darüber hinaus sind Sie auch vorübergehender Vormund und haben Gesundheitsvollmacht für Ihren Bruder George. Das bringt sowohl treuhänderische als auch moralische Verpflichtungen mit sich. Fühlen Sie sich imstande, diese Verantwortung zu übernehmen?« Er sieht mich erwartungsvoll an.

»Ja.«

»Sie verwalten nun vormundschaftlich Vermögen, Immobilienfonds und andere Werte, die den Kindern beim Eintritt ihrer

Volljährigkeit überschrieben werden. Sie haben Handlungsvollmacht für alle Geschäftsvorgänge, Vermögenswerte und Fonds.« Er reicht mir einen kleinen Schlüssel; es kommt mir vor, als würde ich in eine Geheimgesellschaft eingeführt. »Das ist der Schlüssel zu ihrem Bankschließfach – ich habe keine Ahnung, was sich darin befindet, aber ich rate Ihnen, sich mit dem Inhalt vertraut zu machen.« Dann gibt er mir eine ganz neue Bankkarte. »Aktivieren Sie die über den Festnetzanschluss von George und Jane. Mr Moody, der Vermögensverwalter, hat ebenfalls Zugang zu den Konten und wird Ihren Zugriff überwachen. Das ist ein System gegenseitiger Kontrolle: Moody kontrolliert Sie, Sie kontrollieren Moody, und ich kontrolliere Sie beide. Verstanden?«

»Verstanden«, wiederhole ich.

Er gibt mir einen großen braunen Umschlag. »Kopien aller wichtigen Unterlagen, falls jemand nachfragen sollte.« Und dann zieht er seltsamerweise eine kleine Tüte goldener Schokoladenmünzen aus der Tasche und lässt sie vor meinen Augen baumeln.

»Echtes Geld?«, frage ich.

»Sie sehen blass aus«, sagt er. »Meine Frau hat davon hundert Stück gekauft, und irgendwie ist es an mir hängen geblieben, sie wieder loszuwerden.«

Ich nehme das Tütchen. »Vielen Dank«, sage ich. »Für alles.«

»Das ist mein Job«, sagt er beim Gehen. »Mein Beruf.«

Wo ist Claire?

Sie ist auf der Reise verloren gegangen, sie war auf dem Heimweg und wurde umgeleitet. Unterwegs ist sie von ihren Freunden informiert worden. Ich bekomme einen feindseligen Anruf aus Hawaii, wo das Flugzeug wegen technischer Schwierigkeiten hängen geblieben ist. Vorwürfe.

»Worauf gründen sich deine Aussagen? Hörensagen?«, frage ich.

»Die *New York Post*«, antwortet sie.

»Und das ist jetzt die neue Referenzquelle?«

»Fick dich«, sagt sie. »Fick dich. Fick dich. Fick dich.« Dann haut sie ihr Telefon gegen die Wand. »Hörst du das? Ich haue mein Blackberry gegen die Wand. Du beschissenes Arschloch.«

»Ich habe dich auf Lautsprecher gestellt«, sage ich, obwohl es gar nicht stimmt. »Wir sind alle im Krankenhaus, die Kinder, Janes Eltern, der Arzt. Es tut mir leid, dass du so verärgert bist.« Ich lüge. Ich bin allein in einer ehemaligen Telefonkabine, in der das Telefon abgebaut wurde; also eine ausgeleerte Glaskabine – machtlos.

»FICK DICH!«

Ein Tag in der Schwebe. Es ist eigenartig zu wissen, dass Jane morgen tot sein wird. Wenn im Haus das Telefon klingelt, meldet sich Janes Stimme: »Hallo, wir können gerade nicht ans Telefon gehen, aber wenn Sie Namen und Telefonnummer hinterlassen, rufen wir zurück. Wenn Sie George im Büro erreichen wollen, lautet die Nummer 212 ...«

Sie ist hier, immer noch im Haus; ich treffe sie, wenn ich um die Ecke biege, den Geschirrspüler ausleere, staubsauge, Wäsche zusammenlege. Sie war gerade noch hier – Moment, sie ist gleich wieder da.

Am nächsten Tag, im Krankenhaus, bricht Janes Mutter am Krankenbett zusammen, und alles verzögert sich, bis sie wiederbelebt worden ist. »Könnt ihr euch vorstellen, so eine Entscheidung über das eigene Kind zu fällen?«

»Ich kann es mir nicht vorstellen, darum habe ich auch keine Kinder. Korrigiere: Ich kann es mir vorstellen, darum habe ich keine Kinder.« Im Glauben, nur mit mir selbst und nur in Gedanken zu sprechen, merke ich erst gar nicht, dass ich es zu allen gesagt habe.

»Wir dachten, ihr könntet keine Kinder haben«, sagt Janes Schwester.

»Wir haben es gar nicht versucht«, sage ich, auch wenn das nicht ganz stimmt.

Die Familienmitglieder nehmen nacheinander, jeder für sich,

Abschied von Jane. Ich komme als Letzter. Auf der Stirn hat sie einen Abdruck vom Lippenstift ihrer Mutter, wie der rote Punkt der Hindus. Ich küsse sie; Janes Haut ist warm, aber unbelebt.

Ashley geht neben der Trage den Flur entlang. Beim Warten auf den Fahrstuhl flüstert sie ihrer Mutter etwas ins Ohr.

Wir bleiben, obwohl es keinen Grund mehr zum Bleiben gibt. Wir sitzen im Familienwarteraum der Intensivstation. Durch die Scheibe sehe ich eine Putzkraft, die das Bett abzieht, den Boden wischt, alles für den nächsten Patienten vorbereitet.

»Gehen wir in die Cafeteria«, sage ich.

Auf den Korridoren hasten Menschen an uns vorbei. Sie tragen Kühlboxen mit Aufschriften wie »Menschliches Gewebe« oder »Organ zur Transplantation – Menschliches Auge«. Sie kommen und gehen wieder. Durchs Aussichtsfenster der Cafeteria sehe ich einen Helikopter heranfliegen, auf dem Parkplatz landen und wieder starten.

Ihr Herz hat das Gebäude verlassen.

Am einen Ende ist es, als sei die Zeit angehalten worden, am anderen Ende zählt jede Sekunde, alle geben Gas. Wo geht man hin, wenn es vorbei ist, erledigt? Mit jeder Stunde, mit jedem entnommenen Körperteil ist sie ein Stück weiter weg. Es gibt kein Zurück. Es ist vorbei. Wirklich.

»Es ist gut, dass sie anderen helfen kann, das würde ihr gefallen«, sagt ihre Mutter.

»Ihr Herz und ihre Lungen sollten nicht verloren gehen«, sagt ihr Vater. »Ihre Augen waren gut und so wunderschön, vielleicht kann sie jemand gebrauchen; vielleicht kann jemand dadurch ein gutes Leben haben, obwohl ihrs zum Teufel gegangen ist.«

»Rede nicht so vor den Kindern«, sagt ihre Mutter.

»Ich habe noch gar nicht angefangen. Wenn jemand hören will, was ich eigentlich sagen will, dann kann ich aber loslegen.«

»Ich höre zu«, sage ich.

»Mit dir rede ich gar nicht. Du bist ein *Shmuck* und genauso

schuld an all dem hier wie dein Hurensohn von Bruder. Ihr Schleimscheißer.«

Und er hat recht – es ist unfassbar, dass es so endet.

Der Mann der Schwester soll den Sarg aussuchen. Er möchte, dass ich Nate frage, ob er mitkommen will, ob er die Arrangements treffen will. Ich frage ihn, aber er hört mich nicht, er hat Kopfhörer auf. Ich tippe ihn auf die Schulter. »Möchtest du mitmachen, die Arrangements treffen?«

Er schaut mich verständnislos an.

»Arrangements. Ein anderes Wort für die Einzelheiten der Bestattung. Susans Mann fährt zum Bestattungsinstitut, um einen Sarg auszusuchen – willst du mitfahren? Ich habe das bei meiner Großmutter auch gemacht«, sage ich, als wollte ich klarmachen, es sei alles nicht so schlimm.

»Was macht man denn da?«

»Du schaust dir Särge an und suchst einen aus, und du überlegst, was deine Mutter auf ihrem letzten Weg tragen soll.«

Nate schüttelt den Kopf. »Frag Ashley«, sagt er. »Die sucht gern Sachen aus.«

An dem Abend kommt Nate mich auf dem Sofa besuchen. »Hast du Dad mal gegoogelt?«

»Nein.«

»Er hat nicht bloß Mom umgebracht, sondern eine ganze Familie.«

»Er hatte einen Autounfall. Das hat die ganze Sache ins Rollen gebracht.«

»Alle hassen ihn. Es gibt Einträge darüber, wie er den Sender ruiniert hat, wie er die Leute in der Verwaltung schikaniert hat – vor allem Frauen. Es heißt, dass es zahlreiche Fälle von Belästigung weiblicher Angestellter gab, die stillschweigend geregelt wurden.«

»Das ist nichts Neues«, erkläre ich Nate. »Die Leute haben zu deinem Vater immer extreme Ansichten gehabt.«

»Es ist schwer für mich, das zu lesen«, sagt Nathaniel beinahe hysterisch. »Ihn für einen Trottel zu halten ist das eine, aber wenn Fremde so fiese Sachen sagen, ist das was ganz anderes.«

»Möchtest du Eis?«, frage ich. »Es ist noch eine halbe Eistorte im Tiefkühler.«

»Die ist von Ashleys Geburtstag übrig.«

»Heißt das, wir dürfen sie nicht essen?«

Nate zuckt die Achseln.

»Möchtest du was?«

»Ja.«

Mit einem riesigen Sägemesser hobe ich große Stücke ab; die Eiskrem ist alt, zäh und hart wie Stein, aber als sie antaut, wird sie besser, und als sie fast alle ist, schmeckt sie herrlich. Als wir aufgegessen haben, leckt Tessie die Teller sauber.

»Sie ist die Vorwäsche«, sagt Nate.

Nate liegt mit mir auf dem Sofa, sein Kopf am anderen Ende, seine stinkigen Füße bei meinem Gesicht. Als er eingeschlafen ist, schalte ich den Fernseher aus und stelle die Teller in die Spülmaschine. Tessie folgt mir; ich gebe ihr einen Keks.

Eine lange schwarze Limousine hält vor dem Haus. Die Kinder kommen in ihren besten Kleidern. Ich stopfe mir Taschentücher und Süßigkeiten in die Taschen.

»Ich war noch nie bei einer Beerdigung«, sagt Ashley.

»Ich einmal, da hatte sich das Kind von jemandem aus Dads Sender umgebracht«, sagt Nate.

Am Bestattungsinstitut halten uns zwei Männer die Türen auf.

»Die direkten Angehörigen empfangen auf der linken Seite«, sagt der eine.

»Wir sind die direkten Angehörigen«, sagt Nate.

Der Mann führt uns den Gang entlang. Janes Eltern sind da, die Schwester und ihr Mann.

Dieser Teil hat etwas Quälendes. Fremde oder, noch schlimmer, Freunde, hocken sich vor die Knie der Kinder, berühren sie,

umarmen sie, angespannte Gesichter schmiegen sich an ihre, eins nach dem anderen, Mienen wie Karikaturen. Die Unbeholfenheit von Menschen, die das Gefühl haben, etwas sagen zu müssen, wo es nichts zu sagen gibt. Nichts.

Es tut mir so leid, euer Verlust. Ach, ihr armen Kleinen. Was wird denn nun aus euch? Eure Mutter war so eine wundervolle Frau. Was sagt denn euer Vater zu der ganzen Sache? Na, ich kann es mir vorstellen. Kommt euer Vater auf den elektrischen Stuhl?

Sie nehmen sich die Freiheit oder spüren die Verpflichtung, jeden Mist zu sagen, der ihnen in den Sinn kommt.

»Es tut mir leid, es tut mir so leid, so, so leid«, kriegen die Kinder ständig gesagt.

»Ist schon gut«, antwortet Ashley ihnen.

»Es ist nicht gut«, sagt Nate zu Ashley. »Hör auf, das dauernd zu sagen – ist es nicht.«

»Wenn euch die Leute sagen, dass es ihnen leidtut, sagt einfach Danke«, rate ich.

Zum Gottesdienst werden wir in eine Kapelle geführt und sitzen auf Kirchenbänken, wie bei einer Hochzeit – Janes Familie auf einer Seite, wir auf der anderen. Hinter uns sitzen Menschen, die Janes Familie kennen, mit deren Kindern die Kinder zur Vorschule gegangen sind, Menschen, die Jane vom Sport kannten, Freunde und Nachbarn. Der Nachrichtensprecher von Thanksgiving ist da, ebenso Georges Assistent, ein Schwuler, der den Kindern oft Gefälligkeiten erwiesen hat. Er hat ihnen gute Eintrittskarten oder Backstage-Pässe besorgt.

Der Sarg steht ganz vorn.

»Liegt sie wirklich da drin?«, fragt Ashley und neigt den Kopf in die Richtung.

»Ja«, antworte ich.

»Woher weiß man, dass sie ihr die richtigen Kleider angezogen haben?«, fragt Ashley.

»Das ist eine Frage des Vertrauens.«

Susans Mann kommt auf mich zu. »Wie gefällt dir der Sarg?«,

fragt er. »Ist ein Spitzenmodell. In so einem Augenblick wäre Geiz grausam.«

»Möchtest du meine Billigung?«

Ich denke an Nixons Begräbnis. Er hatte den Schlaganfall daheim in New Jersey, an einem Montagabend direkt vorm Abendessen. Seine Haushälterin rief einen Rettungswagen, und man brachte ihn nach New York, gelähmt, aber bei Bewusstsein. Die anfängliche Prognose war gut, doch dann scholl sein Gehirn an; er fiel ins Koma und starb. Nixons Sarg wurde von New York nach Yorba Linda geflogen, wo die Menschenschlangen sich an einem kalten Abend durch die stillen Straßen wanden und alle stundenlang darauf warteten, ihn anzuschauen. Ich wollte auch dorthin pilgern, wie die Mormonen zum heiligen Berg oder Groupies zu einem Grateful-Dead-Konzert.

Stattdessen sah ich es mir im Fernsehen an.

Zweiundvierzigtausend Menschen defilierten innerhalb von vierundzwanzig Stunden an Nixons Sarg vorbei. Dass ich nicht unter ihnen war, bereue ich noch heute. Ich sah es mir im Fernsehen an, fühlte aber nichts. Mir fehlte das tatsächliche Erlebnis, die gemeinsame Nacht in der Kälte. Ich habe es nur einmal nach Yorba Linda geschafft, Jahre nach Nixons Tod.

»Wie soll ich es meinen Mitschülern sagen?«, fragt Ashley.

»Die wissen es wahrscheinlich schon«, antwortet Nate.

»Das ist nicht fair«, sagt Ashley.

Ich gebe Ashley ein paar Gummibärchen.

Janes Schwester sieht es und kommt von ihrer Seite herübergehuscht. Sie setzt sich in die Bank direkt hinter uns, beugt sich vor und flüstert.

»Seit wann denkst du denn an so was wie Süßigkeiten?«

»Tu ich gar nicht«, sage ich, ohne mich auch nur umzudrehen.

Ich mag Kinder nicht, aber ich fühle mich schuldig; schlimmer noch, ich fühle mich verantwortlich; schlimmer noch, ich glaube, ihr Leben ist ruiniert.

Und was mache ich? Unter Stress rufe ich die Erinnerungen an ein Leben wach, das nicht meins ist. Ich lutsche einen Bonbon; ich werfe mir ein paar Gummibärchen in den Mund, ohne Susan welche anzubieten.

»Wo sind die Zwillinge?«, frage ich Susan.

»Haben einen Babysitter«, sagt sie. Ihre Botoxspritze ist so frisch, dass ihr Gesicht sich gar nicht bewegt.

Eine ältere Frau beugt sich herüber und zupft an Ashleys Haaren. »Ihr armen Kinder, und so schöne Haare.«

Musik setzt ein.

Der Rabbi erscheint. »Freunde, Familienmitglieder, Eltern von Jane, Susan, und Nathaniel und Ash, Janes Kinder.«

»Kein Mensch nennt sie Ash«, sagt Nate trocken.

»Wie kann man Sinn in so einem Tod finden, in einem so unterbrochenen Leben? Jane war Mutter, Tochter, Schwester und Freundin – und sie war außerdem Opfer eines Verbrechens, ihr natürlicher Lebensweg wurde ihr verwehrt.«

»Ich habe George nie gemocht«, sagt ihre Mutter laut während der Trauerfeier. »George war schon vom ersten Date an ein Arschloch.«

Der Rabbi fährt fort: »Aus Janes Tod erwächst ein Bruch mit der Tradition; wenn ein Jude stirbt, stellt niemand infrage, dass es eine rituelle Waschung und ein Begräbnis geben wird, doch was geschieht mit der Leiche? Janes Familie hat sich für die Organspende entschieden, damit die Teile von Janes Körper, die noch stark und leistungsfähig waren, das Leben anderer retten können – sie haben die Mitzwa erfüllt, Jane anderen geschenkt zu haben. Einer der Zwecke einer Bestattungsfeier ist es, Familie und Freunden zu helfen, mit der Endgültigkeit des Verlustes zurechtzukommen. Und auch wenn die Umstände von Janes Tod uns vergeblich nach Logik suchen lassen, können wir doch ihr Leben feiern und das Leben, das sie nun anderen schenken wird. *HaMakom jinachajim etchem batoch schar awlai Zion w'Jeruschalajim*. Möge Gott euch trösten, gemeinsam mit den übrigen Trauernden von Zion und Jerusalem«, spricht der

Rabbi. »Das ist der traditionelle jüdische Ausdruck des Beileids.«

»Sind wir Waisen?«, fragt Ashley.

»Irgendwie schon.«

»*jit'gadal wejtkadasch sch'me rabba, bealma diw'ra chir'ute, we'jamlich malchutej, be'chajechon uw'jomechon uw'chaje d'chol bejt Jisrael, ba'agala uwisman kariw, w'imru Amen*«, intoniert der Rabbi.

»Waren wir schon immer jüdisch?«, fragt Ashley.

»Ja.«

Die Zeremonie geht zu Ende, und einer der Gäste wendet sich zu mir und sagt: »Ich fand, unter den gegebenen Umständen hat der Rabbi seine Sache sehr gut gemacht. Was meinen Sie?«

»Ich übe aus Prinzip keine Bestattungskritik.«

»Wenn die Gäste bitte auf ihren Plätzen bleiben würden, bis die Familie hinausgegangen ist, wären wir sehr dankbar«, sagt der Rabbi.

Janes Sarg wird an uns vorbeigerollt; der Nachrichtensprecher von Thanksgiving ist einer der Sargträger.

Janes Eltern gehen hinaus, nehmen Susan in die Mitte. Mir fällt auf, dass sich ihr Gesichtsausdruck beim Weinen nicht verändert – die Tränen eines Clowns.

Nate, Ashley und ich folgen dem Sarg und steigen in die Limousine, während Jane in den Leichenwagen gehoben wird.

»Ich hoffe, so was muss ich nie wieder tun«, sagt Nate.

»Können wir jetzt nach Hause?«, fragt Ashley.

»Nein«, sagt Nate. »Es gibt noch so ein Nachfeier-Dings.«

»Von hier fahren wir zum Friedhof. Am Grab werden noch ein paar Worte gesprochen, und dann wird der Sarg in die Erde gesenkt.« Ich überlege, ob ich ihnen auch erzählen soll, dass dann Erde auf ihre Mutter geschaufelt wird, oder ob manches besser ungesagt bleiben sollte. »Und nach dem Friedhof sitzen wir Schiwa bei Susan zu Hause. Menschen, die eure Mutter gekannt haben, werden zu Besuch kommen, und es gibt etwas zum Mittagessen.«

»Ich möchte allein sein«, sagt Nate.

»Das steht nicht zur Debatte.«

»Wer schickt diese Autos? Und machen sie auch andere Sachen?«, fragt Nate.

»Zum Beispiel?«

»Rockstars durch die Gegend fahren? Oder machen sie nur Beerdigungen?«

Ich beuge mich vor und frage den Fahrer: »Machen Sie nur Beerdigungen oder Beerdigungen und Rockstars?«

Der Fahrer wirft uns im Rückspiegel einen Blick zu. »Ich? Ich mache Bestattungen und Flughäfen. Rock 'n' Roll mag ich nicht. Da wird man für zwei Stunden gebucht, und vier Tage später parkt man immer noch vor irgendeinem Hotel und wartet, ob der Typ vielleicht doch noch einen Burger essen gehen will. Ich mag Regelmäßigkeit und einen festen Zeitplan.« Er schweigt einen Moment. »Sie haben Glück mit dem Wetter. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel, aber es gibt nichts Schlimmeres als eine Beerdigung bei Scheißwetter. Macht allen schlechte Laune.«

In der Limo auf dem Weg zum Friedhof hängen die Kinder an ihren elektronischen Geräten. Einerseits ist es unangemessen, sich mit Computerspielen zu beschäftigen, wenn man zur Beerdigung seiner Mutter fährt; andererseits, wer will es ihnen verübeln? Sie wären lieber überall sonst als hier.

Janes Grabstelle liegt zwischen ihrer Tante und ihrer Großmutter, zwischen Eierstockkrebs und Schlaganfall. Sie ist bei ihrer Familie. Sie sind an Krankheit und Altersschwäche gestorben, doch ein Opfer häuslicher Gewalt hat es noch nie gegeben. Das hier ist anders – schlimmer.

Die Kinder sitzen auf Klappstühlen hinter ihren Großeltern. Trotz des schönen Wetters ist es doch kalt, weshalb alle ihre Mäntel anbehalten und die Hände in die Taschen stecken. Als der Sarg hinabgelassen wird, schwappt ein unterdrücktes Flüstern, ein Strom der Überraschung durch die Gruppe.

»Daddy ist da«, sagt Ashley.

Wir drehen uns alle um, und tatsächlich, er steigt gerade aus

dem Fond eines Wagens, flankiert von zwei stämmigen Männern in Krankenhauskleidung.

»Der hat vielleicht Nerven«, sagt Janes Mutter.

Rund um uns her flüstern, rascheln, drehen sich die Leute.

»Sie war seine Frau.«

»Bis dass der Tod sie schied.«

»Er hätte wenigstens warten können, bis wir weg sind«, sagt Susan.

»Er hat immer noch Rechte«, sagt jemand.

»Bis er schuldig gesprochen ist.«

Das Timing ist schlecht. George hätte im Auto verborgen bleiben sollen, bis alle gegangen sind. Er bleibt in einiger Entfernung stehen, bis das Ritual am Grab beendet ist.

»Sollten wir hingehen und mit ihm sprechen?«, fragt Nate.

»Jetzt nicht«, sage ich. »Wir werden ihn bald treffen.«

Als der Trauerzug vom Friedhof fährt, kommen wir an George vorbei, der vor dem Grab kniet, Sonnenbrille auf, die Hände in Handschellen vor sich. Ich sehe, wie er mit bloßen Händen Erde ins Grab schiebt, mit beiden zugleich, denn sie sind an den Handgelenken verbunden.

Jemand mit einem langen Objektiv macht Fotos.

»Oma und Opa hassen uns«, sagt Nate.

»Sie sind mitgenommen.«

»Sie tun so, als wäre es unsre Schuld.«

Die Schiwa ist in Susans Haus. Es ist weit, eine Stunde Fahrt vom Friedhof. Nach einer Dreiviertelstunde fangen die Kinder an zu maulen. Ich frage den Fahrer, ob wir einen kurzen Boxenstopp einlegen können. Die lange Limousine schert aus dem Zug aus und wartet, bis alle anderen Autos vorbei sind; dann biegen wir bei McDonald's ein.

»Ich gebe einen aus«, sage ich zu allen, eingeschlossen den Fahrer.

»Ich dachte, bei der Schiwa gibt es Mittagessen«, sagt Nate.

»Was möchtest du lieber, Hamburger oder Eiersalat?«